Shakespeare's Gedichte.

Shakespeare's Gedichte.

Deutsch

von

Wilhelm Jordan.

Berlin.

Verlag von G. Reimer.

1861.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

„Ich würde Shakespeares Talent weit höher schätzen, wenn er nicht, nur um zu leben, Schauspiele geschrieben hätte. Diese haben seinem Ruhm weit mehr geschadet als genutzt. Wie herrlich sind dagegen seine andern Dichtungen, Venus und Adonis, Tarquin und Lucretia, selbst seine Sonette, die so einfach, so sinnig geschrieben und seinem Freunde Southampton gewidmet sind. Es gibt in ganz London keine Frau von Bildung, die nicht Venus und Adonis besäße. In diesen Dichtungen weht der Geist Petrarcas. Alle Gedanken sind schön und lieblich; es findet sich darin kein gewöhnlicher Ausdruck. Milch und Honig flossen aus der Feder, der Venus und Adonis entquollen. Hätte Shakespeare stets in der Manier der Italiener gedichtet, er wäre einer unserer größesten Dichter geworden, größer noch als Daniel, der größeste Dichter unserer Zeit.“

Wer ist Daniel? Und wer führt so seltsame Reden?

Es ist das Urtheil eines Zeitgenossen Shakespeares, des gelehrten und damals hochberühmten Kritikers Thomas Nash. So stellt sich vor der Nachwelt die Kritik zuweilen ahnungslos an den Pranger. Es war ein unwillkührlich prophetisches Wort,

daß Shakespeare seine Schauspiele geschrieben um zu leben. Jenen gepriesenen Daniel sucht höchstens der Literarhistoriker einmal hervor aus dem Staube der Bibliotheken um ihn zeugen zu lassen von der Geschmacklosigkeit seiner Epoche. Thomas Nash selbst ist der völligen Vergessenheit nur entgangen, weil er Shakespeares Erwähnung gethan. Sein wundersam verkehrtes Urtheil hat ihm eine wenig neidenswerthe Berühmtheit eingetragen.

Einzig für die Schauspiele hat der ganze germanische Stamm dem englischen Poeten seine höchste Dichterkrone zuerkannt. Der Ruhm dieser Schauspiele ist die Sonne von der auch auf die Gedichte einiges Licht zurückstrahlt, sonst wären auch sie verschwunden in der Nacht der Vergessenheit wie die Dichtungen der Drayton und Daniel, die gleich Asteroïden nur noch für das Fernrohr der Forschung am Sternenhimmel der Literatur aufglimmen. Selbst in England finden sie wenig Beachtung außerhalb der gelehrten Kreise, denen das Studium Shakespeares zum eigenen Fach geworden ist. Bei uns in Deutschland bekommt man, wie es mir im Verlauf dieser Arbeit mehrmals begegnet ist, sogar von Verehrern des Dichters, die mit seinen Bühnenwerken wohl vertraut sind, die verwunderte Frage zu hören: hat Shakespeare denn außer seinen Schauspielen auch noch Gedichte geschrieben?

Gesteh' ich's nur, daß ich bis vor Kurzem selbst gewissermaßen zu diesen Leuten gehört habe. Aus den Werken über Shakespeare kannte ich die Titel und den ungefähren Inhalt der Gedichte nebst einigen Proben. Mehrmals hatte ich versucht, die Originale zu lesen. Was dem flüchtigen Blick an der Ober-

fläche entgegenschimmert, das übte keine Anziehungskraft. Der seltsame Styl, die dunkle Räthselhaftigkeit des Ausdrucks wirkten abschreckend wie eine undurchdringlich verwachsene Hecke. Nichts verrieth, daß dahinter in schönem Zauberschloß Princessin Dornröschen schliefe.

Genuß können Shakespeares Gedichte in der Ursprache nur gewähren als Frucht eines angestrengten Studiums. Die Durchsicht einer deutschen Uebertragung, von der ich nun erst weiß daß sie mehr als mißlungen ist, bewog mich vollends auf die nähere Bekanntschaft mit Shakespeare dem Lyriker zu verzichten. Gerade so falsch — in diesem leicht verzeihlichen Schluß fand ich meine Beruhigung — gerade so falsch als jene Geringschätzung der Dramen ist jenes überschwängliche Lob, das ein Thomas Nash, ein Meres und andere zeitgenössische Kritiker den Gedichten Shakespeares gespendet haben.

Da gelangte ich in den Vorlesungen zur Geschichte der Poesie, welche ich vier Winter hindurch in Frankfurt a. M. gehalten habe, zu Shakespeare. Um die dürftigen Nachrichten von seinem Leben zu ergänzen aus seinen eignen Bekenntnissen durchsuchte ich seine Gedichte. So befragt redeten sie plötzlich eine ganz andere wunderbar fesselnde Sprache. In der Absicht meinen Zuhörern Proben zu geben verglich ich die vorhandenen Uebersetzungen unter einander und mit dem Original. Bald war es mir erklärlich warum keine derselben rechte Theilnahme und Verbreitung hatte finden können. Ohne Beihülfe des englischen Textes waren sie selten ganz verständlich. Oft schimmerte kaum eine Ahnung hindurch von der Absicht des Dichters. Auch wo der Uebersetzer bewies, daß er für sich die ganze Summe

derselben erhoben, hatte ihm seine Ungelenkigkeit in der deutschen Sprache und Verskunst doch nur schwache Theilzahlungen an den Leser gestattet. Es fehlte gänzlich jener Schein müheloser Natürlichkeit der die Arbeit am Verse, die Spuren des Suchens nach dem Reim hinwegtäuscht und durch den ein Gedicht erst zum Gedichte wird. Selten angestrebt, nirgend erreicht waren jener feine Zuschliff der Spitzen, jene Klarheit und Schärfe der Antithesen ohne welche auch der beste Vergleich an den Tanzversuch eines Hinkenden erinnert, auch der reizendste Witz den Eindruck einer plumpen Albernheit machen muß. Für den mündlichen Vortrag war keine dieser Uebersetzungen brauchbar. Ich mußte mich also selbst an die Arbeit machen und begann mit einer Auswahl von Sonetten. Denn in diesen waren die meisten Bekenntnisse des Dichters zu erwarten, und da sie in jener Schätzung des Thomas Nash offenbar die dritte und letzte Stelle unter den Gedichten einnahmen, hatten sie eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich, die erste zu verdienen.

Dem Umguß in deutsche Gedichte leisteten sie verzweifelt hartnäckigen Widerstand. Ich bekenne daß mich beim ersten Versuch die vierzehn Zeilen eines Sonetts fast eben so viel Stunden gekostet haben und daß ich auch nach erlangter Uebung und Erkenntniß der richtigen Methode durchschnittlich nur vier Sonette auf den Tag zu bewältigen vermochte.

Eine Fülle von Gedanken und Bildern die mancher neuere Dichter seitenlang ausspinnen würde, drängt sich, allemal im Witz, in der Sentenz der Schlußzeilen gipfelnd, in vierzehn Verse zusammen wie durch Maschinendruck. Dadurch entsteht oft eine hieroglyphische Dunkelheit, die das Verständniß, wie

man mir versichert, selbst für den gebornen Engländer schwierig macht. Die Sonette gleichen, wenn ich mich eines so prosaischen Bildes bedienen darf, den viereckigen Täfelchen comprimirter Gemüse, die eine hiesige Fabrik liefert. Wie man diese stundenlang in warmem Wasser erweichen muß um nur die Pflanzen und Früchte aus denen sie bestehn unterscheiden und einzeln erkennen zu können, so muß man ein Sonett von Shakespeare eine Weile mit sich herumtragen, seine Worte erfüllen und schwellen mit dem Saft eigner ähnlicher Erfahrungen und Empfindungen, damit sie sich auseinanderlegen und aufgehn für unser Verständniß zu einer schmackhaften und nährenden Geisteskost.

Die Hauptschwierigkeit ist aber die Incongruenz der beiden Sprachen. Die englische ist überwiegend einsilbig und hat die meisten Flexionen bereits abgeschliffen, welche die deutsche noch bewahrt. In der Prosa erlaubt uns eine freiere und gelenkigere Satzbildung und eine fast unbeschränkte Compositionsfähigkeit den Mehrverbrauch an Sylben reichlich einzubringen durch einen Minderverbrauch an Worten. Englische Verse in eben so vielen deutschen Silben wiederzugeben und dabei kein Wort zu vernachlässigen ist schlechterdings unmöglich, auch wenn man sich des Rechtes der Elision und Apostrophirung bis an die Grenze widerlicher Härte bedient; zumal wo schon der Verfasser des Originals, wie es bei Shakespeare der Fall ist, von diesem Rechte den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, ja dem Vorleser nicht selten die Verschleifung eines mehrsilbigen Wortes zu einer Silbe zugemuthet und es überhaupt mit der Versmessung nicht eben genau genommen hat. Hier bleibt nichts anderes übrig,

als sich mit dem Hauptbilde, dem Hauptbeiwort zu begnügen wenn das Nebenbild, das zweite Beiwort durchaus nicht hinein zu zwängen sind in den vorgeschriebenen Rahmen des Verses, und sein Bestreben zu richten auf die scharfe Wiedergabe des wesentlichsten Gedankens.

Glücklicherweise läßt sich aus dieser Noth eine Tugend machen. Denn genau betrachtet liegt der Vortheil schließlich dennoch auf unserer Seite. Nicht die deutsche Sprache ist zu fett um das Tanzkleid der englischen unverändert anzuziehn, sondern die englische war zu mager um es auszufüllen, und nur Watte braucht erstere zu beseitigen damit es ihr sitze wie angegossen.

Von allen 154 Sonetten Shakespeares hat keins einen so natürlichen und leichten Versfluß als das, an Gehalt allerdings nicht hervorragende 145te, das einzige, welches in acht= statt in zehn= bis eilfsilbigen Versen geschrieben ist, und als zweiten, shakespearischen Beleg dafür, daß, in der Lyrik wenigstens, eine kürzere Strophe der Natur der englischen Sprache angemessener ist könnte man das Gedicht Nr. 16 in der Sammlung the passionate pilgrim anführen *), wenn es ganz sicher wäre, daß es aus der Feder unseres Dichters herrühre. Doch bei jedem englischen Lyriker wird man es bestätigt finden, daß die Strophen von kürzeren, acht= und sechssilbigen Versen die gelungneren sind, während der fünffüßige Jambus überall den Fehler eines etwas zu weiten Gewandes verräth, das durch entbehrliche Beiworte ausgestopft werden muß um nicht zu schlottern.

*) Auch Nr. 13 derselben Sammlung, dessen Strophe, der Nibelungenstrophe ähnlich, obschon vierzeilig geschrieben, eigentlich eine siebenzeilige von sechs= und fünfsilbigen Versen ist.

Allerdings strömen in manchen Sonetten Gedanken und Bilder dem Dichter so reichlich zu, daß man sieht, wie die Fluth fast hinausschwillt über das randvolle Gefäß; auch hat er einmal kein Bedenken getragen, wie Goethe einen Hexameter siebenfüßig, ein Sonett fünfzehnzeilig stehn zu lassen. Aber ebenso oft und öfter, als man merkt daß es ihn Mühe gekostet in der gebotenen Zeilenzahl auszukommen, sieht man ihn, um die Silbenzahl zu erfüllen, zu jener Watte müßiger Eigenschaftsworte, gehäufter Bilder greifen, und sehr viele Verse würden an Wohlklang und Deutlichkeit entschieden gewinnen, an Inhalt nichts Wesentliches verlieren durch die Streichung solcher Füllselworte.

Gefördert von der Methode welche diese Wahrnehmungen vorzeichneten, brauchte ich nicht lange fortzuschürfen um zu sehn daß hier unter dünner Schlackendecke ein Schatz gediegenen Goldes seit mehr denn drittehalb Jahrhunderten auf seine Hebung warte. Ich konnte nicht verkennen, daß hier der Dichter noch vielfach unterthan sei der importirten italienischen Kunstmanier, der poetischen Mode und dem Geschmack seiner Zeitgenossen. Desto anziehender war es, auch hier schon sein eigenstes Wesen zum Kampf mit dem Herkommen hervortreten und zuweilen auch siegen zu sehn. Manches dieser lyrischen Gedichte fand ich auch seinen besten Dramen so ebenbürtig, als Gebilde einer niederen den Gebilden der höchsten Kunstform nur immer sein können. Alle zusammen aber erzählten eine Herzensgeschichte, die nicht nur ebenso wunderbar einzig ist als die vollentfaltete Größe des Dramatikers, sondern zugleich offenbart, welche glückliche Fügung sein Wachsthum bis zu dieser Größe

möglich gemacht hat, welchem Manne die Welt Dank und Unsterblichkeit dafür schuldet, daß sie mit dem Namen Shakespeare nicht ein elend verwüstetes Talent, wie Robert Greene, nicht ein verkümmertes Genie, wie unsern Lenz, sondern einen zur Verklärung siegreich hindurch gedrungenen Dichterheros bezeichnen darf.

Meine Landsleute, sagte ich mir, greifen mit Begierde nach jedem noch so werthlosen Papierschnitzel, wenn er sich nur auf Schiller und Goethe bezieht. Sollten sie gleichgültig bleiben gegen eine nicht nur biographisch hochbedeutsame sondern oft genug auch von ewigem Werth erfüllte Reihe von Jugendgedichten des größesten Dichtergenies aller Zeiten, wenn ihnen dieselben zum ersten Mal in genießbarer Form geboten würden? Nach langer Vergessenheit zu vollen Ehren auferstanden ist Shakespeare erst in Deutschland, dessen großem Dichter die erste Entdeckung seines Kunstgesetzes vorbehalten war. Auch Shakespeare der Lyriker muß für uns erobert, von uns wieder eingesetzt werden in den Rang der ihm zukommt.

So erwuchs aus einer gelegentlichen Arbeit das Werk, das ich hier dem deutschen Leser vorlege und das ich künftig, wenn es Beifall findet, der erstrebten Vollendung näher zu bringen hoffe.

Ich bin bemüht gewesen, durch Verständlichkeit und Schärfe der Uebertragung jeden Commentar überflüssig zu machen. Man wird es nicht nöthig haben, das Original zu Hülfe zu nehmen um zu erkennen was Shakespeare gewollt hat. Im Uebrigen kann es mir nur erwünscht sein, wenn der Leser vergleicht. Er wird zuweilen nicht dasselbe, sondern nur ein verwandtes Bild

gewählt finden, hoffentlich aber wenig Freiheiten begegnen die nur ein Nothbehelf der Verlegenheit und nicht der desto größeren Treue des Gedankens dienstbar wären. Da besonders, wo ich den Verdacht erwecke, mich durch den Reim ablenken zu lassen, bitte ich den Urtext aufzuschlagen, der den Leser dann meistens vom Gegentheil überzeugen wird. Niemand aber halte sich für befähigt über die Congruenz zwischen Original und Nachbildung prima vista zu urtheilen. Wer die Probe machen will, der gehe zuerst die Strophe im Englischen zwei=, dreimal, wenn es ein Sonett ist fünf auch sechsmal aufmerksam durch, schreibe sich allenfalls eine prosaische Uebersetzung nieder und lese dann erst die Uebertragung. Für eine leichte Lecture kann ich auch diese nicht ausgeben. Dies ist kein Buch das sich in einigen Stunden verschlingen läßt. Gedanken von philosophischer Tiefe, selbst im Ausdruck oft an die gelehrte Schulsprache erinnernd, verwegne Bilder, ein Witz der sich in haarspaltenden Unter=scheidungen und Gegenstellungen gefällt besonders gern aber die Formel des Widersinns, des ermöglichten Unmöglichen wählt, werden stets einen etwas dunkeln Räthselstyl, eine kraus ver=schlungene Sprache bedingen und zum Verständniß eine gewisse Anstrengung des Geistes erfordern. Dafür, daß diese nicht zu groß und nirgend erfolglos zu sein brauche, glaube ich im Texte selbst hinlänglich gesorgt zu haben.

Einer Vorbereitung aber bedarf der Leser, um sich die volle Wirkung dieser Gedichte zu sichern: Er muß sich die Lebensgeschichte des Dichters vergegenwärtigen. Leider ist die Kunde derselben eine sehr dürftige. Erst der unsäglichen Mühe neuerer Forscher, welche die alten Kirchenbücher und Archive

durchsucht haben verdanken wir die meisten der beglaubigten Thatsachen, aus denen sich einige Vorstellungen gewinnen lassen von der Familie und den Hauptschicksalen des Dichters.

Was wir von diesen wissen oder doch mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen dürfen, will ich in Folgendem kurz zusammenstellen, wobei ich neben den englischen Quellen (*Nathan Drake*, Shakespeare and his Times. *Payne Collier*, New Facts regarding the life of Sh. und New Particulars, reg. the works of Sh.) auch die Werke von Gervinus und F. Kreyßig (Vorlesungen über S. seine Zeit und seine Werke) benutze.

Der Vater unseres Dichters, John Shakespeare, war Handschuhmacher zu Stratford am Avon. In diesem Geschäft scheint er Wohlstand und eine sehr geachtete Stellung erworben zu haben, da er eine Ehe weit über seinen Stand schließen konnte. Er, der Handwerker, heirathete im J. 1557 Maria Arden, die Tochter einer der vornehmsten Adelsfamilien der Grafschaft, auf deren Besitzungen sein Vater, der Großvater unseres Dichters, Pächter gewesen war. Nach dem hohen Satz Armensteuer den John S. actenmäßig bezahlt hat gehörte er zu der meistbegüterten Bürgerklasse. Die städtischen Urkunden zeigen ihn als Besitzer mehrerer Häuser und nach und nach steigend an Ansehn und Würden, als Geschworenen, Stadtkämmerer, Alderman und endlich von 1568—69 als Inhaber des höchsten Gemeindepostens, als Baillif von Stratford.

Diese Ehe des Handwerkers mit dem adligen Fräulein war sechs Jahre kinderlos; dann entsprangen ihr vier Söhne und vier Töchter. William S., der Erstgeborene, wurde nach

dem Kirchenbuch am 26. April 1564 getauft. Aus der damaligen Sitte, die Taufe drei Tage nach der Geburt zu vollziehen, schließt man, daß der 23. April, sein Todestag, auch sein Geburtstag gewesen sei.

Der junge S. besuchte die lateinische Freischule zu Stratford. Hier wird er Latein gelernt haben nach der von König Heinrich VIII. eingeführten Grammatik. Vielleicht verspottet er die selbst durchgemachte Methode in jener Scene in den lustigen Weibern von Windsor, in welcher Hugh Evans, der wallisische Pfarrer, ein Examen anstellt mit Wilhelm, dem Sohn der Frau Page.

Seit dem J. 1578 ging es mit S.s Vater rückwärts. Er mußte Besitzungen verkaufen, die seine Frau ihm zugebracht hatte. Er war einmal genöthigt seinem Bäcker Bürgschaft zu stellen für eine Schuld von fünf Pfund. Seit 1579 kam er nicht mehr auf's Rathhaus, selbst wenn er vermahnt wurde. Sieben Jahre später scheint man ihn seiner Stelle als Alderman entsetzt zu haben. Eine königliche Vorschrift bestimmte damals, daß Jedermann wenigstens einmal monatlich die Kirche zu besuchen habe und auch in Stratford hatte eine besondere Commission die Erfüllung dieser Vorschrift zu überwachen. Ein Bericht derselben vom J. 1592 nennt unter den Versäumern des Gottesdienstes John S. mit der Bemerkung, daß er aus Scheu vor seinen Gläubigern zu Hause geblieben sei. Um diese Zeit traf auch die Familie der Mutter des Dichters ein harter Schlag. Das Familienhaupt der Arden wurde durch den Günstling der Königin Elisabeth, den Grafen Lester in einen Hochverrathsproceß verwickelt und hingerichtet. Es scheint daß diese

Verhältnisse den jungen S. verhindert haben den Cursus der lateinischen Schule in hergebrachter Weise durchzumachen. Nicholas Rowe, der Erste, der, fast hundert Jahre nach Shakespeares Tode, im J. 1709 seine Biographie herausgab, erzählt von einer Ueberlieferung, daß der Vater den Sohn habe aus der Schule nehmen und dieser eine Zeit lang selbst als Landschulmeister sein Brot verdienen müssen. Andere, wie Collier, schließen aus S.s häufigen und technisch höchst genauen Anspielungen auf das Rechtswesen (die auch in den Gedichten sehr zahlreich sind), daß er, wie das in England häufig vorkomme, nach dem Austritt aus der Schule bei einem Advokaten als Schreiber gedient habe. Noch andere bringen ihn seiner Jagdkenntnisse wegen zu einem Förster in die Lehre oder lassen ihn eine Zeit lang vom Wilddiebstahl leben und letztere Angabe ist schwerlich ganz erfunden. So viel steht fest, daß gleichzeitige und spätere englische Schriftsteller seine unvollendete Jugendbildung bedauert und über die Lücken seiner philologisch antiquarischen Kenntnisse mit einem Gemisch von Selbstgefühl und Geringschätzung die Achseln gezuckt haben. Uebrigens bedarf es dieser Zeugnisse nicht, da S. selbst in den Sonetten seinen Mangel an gelehrter Bildung den ihm sein Freund ersetzen müsse deutlich hervorhebt. Das ist zuzugeben: hätte S. seinen Gymnasialcursus regelrecht absolvirt, hätte er sich stets

... vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,

so würde er im Julius Cäsar vielleicht nicht die Thurmuhren schlagen lassen, im Coriolan die römischen Legionen vielleicht nicht mit Trommeln ausstatten. Höchst wahrscheinlich aber

wären mit diesen Schnitzern auch einige andere Eigenheiten seiner Dichtweise in Wegfall gekommen; Eigenheiten zu denen sich die Erwerber gründlicher Schulkenntnisse während der sieben bis acht Jahre in denen sie täglich sechs Stunden die Bänke drücken die Fähigkeit zu versitzen pflegen. Ohne schon frühzeitig in seinen eindrucksfähigsten Jugendjahren außerhalb der Schule herumgewürfelt zu werden in mancherlei Sorgen und Widerwärtigkeiten hätte er schwerlich eine Lebensweisheit und Weltkenntniß erlangt, so allseitig und staunenswerth daß der Wunsch dies Wunder zu erklären eine ganze Reihe von Mythen erzeugt hat über sein Treiben während jener unfreiwilligen Schulferien. Nur diese sogenannten Störungen und Mißgeschicke ließen ihn eine solche Vertrautheit mit allen Ständen und Berufsarten auflesen, daß es jetzt kaum eine Profession gibt deren Mitglieder nicht behaupteten, S. müsse einmal zu ihnen gehört haben weil er sich sonst unmöglich so sach- und fachgemäß ausdrücken könnte wo er auf ihr Gewerbe zu sprechen komme.

Dem gereiften Manne haben seine Bekannten übereinstimmend eine milde gelassene Hoheit nachgerühmt. Darin aber treffen alle Ueberlieferungen zusammen daß er dieselbe nicht kostenfrei erworben sondern theuer erkauft hatte durch die Prüfungen einer ausgelassenen Jugend voll toller Streiche schwerer Irrthümer und bedenklicher Fehltritte welche ihm sogar gerichtliche Verfolgungen zuzogen. Er hat, nach der englischen Redensart, reichlich seinen wilden Hafer ausgesät. Wohl nicht erfunden ist es daß er, die Schule verlassend, in schlechte Gesellschaft gerathen sei und unter anderen Wilddieberei getrieben habe. Es scheint daß er in Charlcote, dem Landgut eines Sir

Thomas Lucy, beim Wildern ertappt, in die Hütte des Wildhüters eingesperrt und dann vor Gericht gestellt wurde. Es ist uns ein Knittelvers erhalten durch den sich S. an Lucy gerächt haben soll und der sich etwa so nachahmen läßt:

Im Unterhaus sitzt er, im Friedensgericht
In London ein Esel, zu Hause ein Wicht.
Wie macht er daheim auf dem Gut sich so mausig
Und ist doch dabei höchst lumpig und lausig.
Drum sprechen die Leute den Namen auch aus
Als hieß' er Sir Lucy nicht, sondern Sir Laus.

Für die Aechtheit dieses Spottverses spricht die Eingangsscene in den lustigen Weibern von Windsor, in welcher S. eine Jugendgeschichte zu verewigen und auf Falstaff zu übertragen scheint was er einst selber begangen. Falstaff wird von dem ahnenstolzen Friedensrichter Robert Schaal mit einem peinlichen Proceß bedroht, weil er seine Leute geprügelt, sein Wild erlegt und sein Jagdhaus erbrochen. Wie Sir Thomas Lucy wirklich drei Hechte, luces, im Wappen führte, so gibt der Dichter seiner Carricatur deren zwölf und derselbe Namenswitz um den sich der angeführte Spottvers dreht ist auch hier angebracht. Der wallisische Pfarrer Hugh Evans versteht das dozen white luces in their coat, im Wappenmantel, nach seinem Dialect als a dozen white louses — in an old coat (ein Dutzend weißer Läuse in einem alten Rock). Ein carrikirtes Portrait dieses Sir Thomas Lucy, wenn er allem Anschein nach zum Friedensrichter Schaal hat sitzen müssen um Shakespeare jene Plackereien zu büßen, entwirft Falstaff in König Heinrich IV. *).

*) „Ich erinnere mich, als er noch war wie ein Männchen, das man nach Tisch aus Käserinde knetet, wie ein gabelförmig gespaltener Rettig in den man mit dem

War der junge Shakespeare offenbar ein lockerer Zeisig, so darf man auch seine ungewöhnlich frühe Verheirathung im Alter von achtzehn Jahren keinesweges auffassen als einen Beweis baldiger Bekehrung zu solidem Lebenswandel. Im Gegentheil, diese Ehe erscheint ganz im Licht einer nicht eben leichten Buße für die wilde Leidenschaftlichkeit seiner Jünglingsjahre. Es steht actenmäßig fest daß seine Trauung mit der sieben Jahre älteren Anna Hathaway in hastiger Weise und gegen die damalige Sitte auf besondere Erlaubniß des Bischofs nach nur einmaligem Aufgebot erfolgte. Im November 1582 hatte die Hochzeit stattgefunden, im Mai 1583 wurde Shakespeares älteste Tochter geboren.

Fällt diese Heirath in eben jene Zeit in der sich S., nach der Ueberlieferung bei Rowe, mit Schulmeisterei beschäftigt haben soll? Gab er vielleicht auch Privatunterricht? Machte er die Bekanntschaft seiner Frau vielleicht als Hauslehrer, in ähnlicher Weise wie sich Lucentio in der Zähmung der Widerspenstigen in das Haus Baptistas einführen läßt und bei der Erklärung virgilischer Verse mit Bianca einig wird? Ich bin geneigt etwas der Art zu vermuthen, indem ich das von keinem der bisherigen Uebersetzer *) verstandene Gedicht Nr. 13 im

---

Messer ein Fratzengesicht geschnitzelt hat. — Wenn er Prügel bekam schlug ein Stock den andern. — Ein blödes Auge konnte gar keine Breite und Dicke an ihm wahrnehmen. Ihn und seine ganze Bescheerung hätte man in eine Aalhaut packen können; ein Hoboenfutteral war für ihn eine Behausung, ein Hof — und nun ist dieser Genius des Hungers, nun ist diese Narrenpritsche ein Gutsbesitzer geworden und hat Vieh und Ländereien."

*) Bekannt sind mir folgende Uebersetzungen:

Sh. Sonette übers. v. Karl Lachmann 1820.

Sh. Sonette u. d. verliebte Pilger übers. v. Gottlob Regis in seinem Shakespeare-Almanach. 1836.

„Leidenschaftlichen Pilger" (vergl. die Anm. zu demselben) für die Schilderung eines eignen Erlebnisses halte.

Wahrscheinlich hat Shakespeare selbst oft genug gesagt:

Alas, I could not help it!

Denn diese Ehe, aus welcher ihm 1584 noch ein Zwillingspaar, dann ein Sohn Hamnet oder Hamlet und eine Tochter Judith, später aber keine Kinder mehr geboren wurden, ist offenbar keine glückliche gewesen. Als S. Stratford verließ nahm er seine Familie nicht mit sondern lebte in London stets ohne dieselbe und scheint sie nur einmal jährlich besucht zu haben. In seinem Testament hat er seiner Frau nur sein zweitbestes Bett vermacht und diese Bestimmung, die uns wie eine Satyre vorkommt, scheint erst nachträglich in den ersten Entwurf hineincorrigirt zu sein. Schon seine Gedichte verrathen keine besonders hohe Meinung vom weiblichen Geschlecht. Auch ist es schwerlich Zufall daß in seinen früheren Dramen zank- und herrschsüchtige Weiber von böser und verbitterter Gemüthsart eine hervorragende Rolle spielen. Wie er poetische Rache genommen an enem Thomas Lucy indem er sein Characterportrait unsterblichem Gelächter preisgab als Gutsbesitzer und Friedensrichter Schaal, so scheint er in seiner Ehe und in einem andern durchaus ni+t idealischen Liebesverhältniß von dem die Sonette

W. Sh. sämmtliche Gedichte übers. v. Emil Wagner 1840 (Venus und Adonis ist in dieser Uebersetzung wenigstens stellenweise lesbar).

Venus u. Adonis, Liebesklage, Sonette übers. v. Andr. Schumacher in der größtentheils nachgedruckten Wiener Ausgabe der sämmtl. Werke in einem Bande.

Tarquin u. Lucretia, d. leidensch. Pilger übers. v. Eduard Bauernfeld Ebend.

Zeugniß geben, die Studien gemacht zu haben zu den Scenen, in welchen er die dämonische Herrschsucht einer Eleonore Glester, einer Margarethe von Anjou zeichnet; zu jener berüchtigten die weibliche Schwäche und Eitelkeit brandmarkenden Brautwerbung König Richards III., welche die Wittwe Heinrichs VI., Anna (wie auch Shakespeares Frau hieß) erhört an der Bahre des von ihm gemordeten Gatten; zu den kindisch jähen Aufwallungen endlich, welche Petruchio an seiner Widerspenstigen so meisterlich zu zähmen versteht. Wenn er in den beiden Veronesern und im Wintermährchen mit milderen Farben, in Romeo und Julia und Othello mit furchtbarer Gewalt den Fluch übereilter heftiger Leidenschaft und die Heimlichkeit ehelicher Bündnisse als Quelle selbstgeschaffenen Unheils schildert, so hat seine Kunst diese sittliche Lebensweisheit und erschütternde Wahrheit schwerlich wo anders hergenommen als aus der eignen Brust, aus dem mit Schmerzen erkauften Schatz eigner Erfahrungen. Der Dichter selbst ist es der das Wort nimmt in jener Scene zwischen dem Herzog Orsino und der als Jüngling verkleideten Viola in „Was ihr wollt“, wenn es dort heißt:

Wenn doch das Weib
Stets einen wählte, älter denn sie selbst!
Dann lernt sie schmiegsam ihm sich anzufügen,
Dann bleibt ihr gleich geneigt des Gatten Herz.
Denn, Knabe, wie wir uns auch selber preisen,
Mehr launisch ist und wankend unsre Neigung,
Begehrlich wechselnd, flüchtig, schnell verbraucht,
Als die der Frau'n —
So sei denn jünger deine Lieb' als du,
Denn sonst besteht die Neigung nicht die Probe.
Die Frauen sind wie Rosen, die der Wind
Entblättert wenn sie kaum entfaltet sind.

Ein oder zwei Jahre vor Absendung der Armada Philipps II. gegen England, 1586 oder 87, also 22—23 Jahre alt, verließ S. seine Geburtsstadt und begab sich nach London. Sehnte sich sein Talent nach den Anregungen der Hauptstadt? Suchte er bessern Erwerb für seine Familie? War es eine unerquickliche Häuslichkeit was ihn hinaustrieb? Oder ward er zur Flucht genöthigt durch die dauernden Verfolgungen jenes Sir Thomas Lucy? Hiefür spricht wenigstens eine Ueberlieferung.

Schwerlich ohne zwingende Gründe, keinenfalls ohne Kampf hat er den Entschluß gefaßt sich als Schauspieler der Bühne zu widmen. Dieser Stand war verachtet und drückend genug hat S. den Makel empfunden welcher ihm in der öffentlichen Meinung anhaftete.

Der Theaterdichter Robert Greene, der Schauspieler Heminge (welcher später die erste Ausgabe von Shakespeares Stücken besorgt hat), und der berühmte Richard Burbadge (oder Burbidge), damals Director und Haupteigenthümer des Blackfriarstheaters in London, waren alle drei aus Stratford gebürtig. Vom Letzteren vermuthet man sogar, daß er ein Jugendfreund unseres Dichters gewesen sei. Diese Männer mochten sein Talent kennen, ihm die Einträglichkeit ihres Standes gerühmt und ihm zugeredet haben ihrem Beispiel zu folgen.

So kam er in London in eine Gesellschaft, die nicht geeignet war ihn zu bekehren. Der junge Titane trat in einen Kreis von chaotischen Geistern, in deren dunkelm Drange, die bestehende Ordnung zu zertrümmern und sich loszureißen von allen Fesseln der Sitte, ein neues Weltalter seine ersten Geburtswehen fühlbar machte. Er war bestimmt, diesem Chaos zuzurufen „Es

werde Licht", aber erst nachdem auch er eine Sturm- und Drangperiode vollständig durchgemacht, wie später unsere großen Dichter mit ihren Zeitgenossen geringeren Ranges, einem Lenz, Wagner und Klinger, denen damals ein Decker, Marlowe und Greene in merkwürdiger Weise bis auf einzelne Züge ihres Lebens und Schaffens entsprachen.

Es ist nicht nöthig die überlieferten und nicht eben unschuldigen Anecdoten anzuführen, nach denen S. in dieser Epoche nichts weniger als ein Heiliger gewesen ist; er selbst gibt uns dafür in seinen Gedichten viel zuverlässigere Zeugnisse.

Tolle Verirrungen waren damals die unzertrennliche Begleitung jedes Talents und muthwillig vergeudete Kräfte, gebrochne Existenzen die Regel im Kreise der Schriftsteller und Künstler. So war Thomas Decker jedenfalls ein Schriftsteller von feiner Beobachtungsgabe und sprudelndem Humor. Die Gegenstände seiner Studien und seine Gesellschaft muß er indeß nicht eben in hohen Regionen gesucht haben. Er verfaßte eine „Schelmenfibel, oder Mittel, allen Arten von Schelmen zu gefallen" und eine „Enthüllung der meist notorischen Schelmstreiche, die jetzt im Königreich im Schwange gehn." Dabei verwechselte er Theorie und Praxis dermaßen, daß er dreijährige Muße erhielt, unter Dieben im Gefängniß über den Unterschied zwischen Poesie und Prosa nachzudenken. Nach den lebenswahren Schilderungen der straßenräuberischen und gaunerischen Gesellschaft Falstaffs in Eastcheap zu schließen ist wahrscheinlich auch Shakespeare mit Leuten dieses Schlages in bedenklich nahe Berührung gekommen. Auch von jenem Kritiker Thomas Nash ist es bekannt, daß er ein wüstes Leben geführt

hat. Den Mittelpunkt dieses lüderlich genialen Treibens bildete Shakespeares Vorgänger, der talentvolle Dramatiker Robert Greene. Sein Leben ist ein beständiger Wechsel glänzender Geistesarbeit, leichtsinniger Ausschweifungen und tugendhafter Entschlüsse. Dem Colleg in Cambridge entlaufen versuchte er sich in Spanien und Italien als abenteuernder Donjuan. Heimgekehrt erlangte er akademische Würden und eine Anstellung als Pfarrvicar. Bald aber wurde dem Weltkinde das geistliche Kleid zu drückend. Er gab die Stelle auf, entführte und heirathete ein achtbares Mädchen, legte eine Schule an und führte während einiger Jahre ein arbeitsames Stillleben. Auf einer Reise nach London erwachten die Gelüste des Wildfangs. Weib und Kind verlassend ward er Theaterdichter und rieb sich auf in Thorheiten und Ausschweifungen aller Art. Unermüdlich in geistvollen, zum Theil genialen Schöpfungen, nach jedem tollen Streich von bitterer Reue ergriffen, bekannte er nicht weniger als sechsmal öffentlich und in schönen Versen seine Sünden, um eben so oft wieder zurückzufallen. Diesem Leben entsprach sein Tod. Er starb im J. 1592 an übermäßigem Genuß von Pickelhäringen und Rheinwein.

Die Gährungsperiode unseres Dichters haben wir uns den Lebensläufen dieser Decker und Greene sehr ähnlich vorzustellen. Ihr Beispiel mochte Shakespeare mit vorschweben als auch er sich bekannte zu jener „Lust in That, die des Geistes Kraft in wüster Schmach verschwendet“ (Sonett 129).

Es scheint er hatte von seinem Großvater dem Pächter, von seinem Vater dem Handschuhmacher die derbe Kraft und Sinnlichkeit des englischen Farmers und Handwerkers, von

seiner Mutter aber eine feine vornehme Natur voll aristocratischer Neigungen geerbt. So mochte er Vergnügen finden an den Aufregungen und Erfahrungen eines ungebundenen Lebens und sich doch zugleich hinaussehnen aus dieser wilden Gemeinheit.

Wer aber sagt uns, ob nicht auch er in ihr zu Grunde gegangen wäre, wenn ihm nicht eine edle Gestalt aus höheren Regionen der Gesellschaft als Muster vorgeleuchtet und seinen Ehrgeiz gespornt hätte sich aus jener niederen Dunstschicht zu erheben? Wer sagt uns, ob er der geworden wäre, den wir bewundern, wenn ihm nicht dieser gute Genius seines Lebens zugleich als Freund die Hand gereicht hätte zu kräftigem Beistande um sich ein würdigeres Dasein zu schaffen?

Der Aberglaube an das Genie ist schnell fertig mit seiner Antwort: Ein ächtes Genie kann gar nicht zu Grunde gehn; das eben ist sein artmachendes Merkmal, daß es unfehlbar in sich und in der Welt die Kräfte, Hülfsmittel und Personen findet um aus jeder Gefahr siegreich und gestärkt für seinen Beruf hervorzugehn. Es ist wahr, — nur solchen Siegern ist nachher die Krone des Genius zuerkannt worden. Beweisen läßt es sich nicht daß wohl so Manchem nicht die Anlagen sondern nur die Gunst der Schicksale gefehlt um ein Heros zu werden, beweisen eben so wenig daß eben nur die historisch bekannte glückliche Fügung und nicht auch irgend eine andere dem Genius zum Siege hätte verhelfen können.

In unserm Fall dürfen wir vor Allen wohl dem Dichter selbst Glauben schenken. Und Shakespeare sagt es ausführlich und deutlich genug, wie und von wem er gerettet wurde vor

dem Schicksal eines Greene und wessen Hand ihm hinaufgeholfen hat zur Unsterblichkeit.

Auch ohne dies Bekenntniß in den Sonetten würden wir ahnen daß in das Leben des Dichters eine Kraft des Heils plötzlich und entscheidend eingetreten sei. So nur erklärt sich die weite Kluft zwischen seinen ersten Theaterstücken und den Dramen, die er wenige Jahre später zu schaffen vermochte. Von Pericles und Titus Andronikus zu Romeo und Julie und selbst zu seinen früheren Lustspielen und Historien führt kein allmäliger Fortschritt sondern ein Riesensprung. Unsere Bewunderung eines Kunstwerkes beruht wohl selten so sehr auf dem Staunen über die Größe der schöpferischen Kraft der es seine Entstehung verdankt, als bei Shakespeares Meistertragödien. Fast noch mehr aber erstaunen wir darüber, daß derselbe Kopf, dem Othello und Macbeth, Hamlet und König Lear entsprangen, beginnen konnte mit Ausgeburten wie Pericles und Titus Andronicus, welche selbst hinter den besseren Erzeugnissen seiner Vorgänger, eines Greene und Marlowe, zurückbleiben.

Man hat einen ähnlichen Abstand finden wollen zwischen Schillers Erstlingsdramen und den Werken seiner gereiften Manneskraft. Dieser Vergleich ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen unsern deutschen Dichter. Wenn man wohl fragen darf, welche allerhöchste Leistung nicht zu erwarten war vom jugendlichen Verfasser der Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe; wenn man ihm fast weniger Unrecht thut mit der Behauptung, daß er, bald nach Vollendung des Tell und vor Vollendung des Demetrius auf der Höhe seines Schaffens vom Tode ereilt, noch mehr versprochen als gehalten habe: so hat man bei

Shakespeare jene Frage umkehren und mühsam forschen müssen nach den Spuren von Familienähnlichkeit zwischen seinen späteren und jenen frühesten Stücken weil ihre Herkunft von Einem Vater unglaublich schien.

Auch hat es nicht gefehlt an Versuchen diese Geschwisterschaft und mit ihr ein Wunder von Entwicklung wegzubeweisen. Allein die Zeugnisse für den shakespearischen Ursprung jener Stücke sind unumstößlich. Wer sich mit Tarquin und Lucretia so eingehend beschäftigt wie es mir die Uebersetzung nothwendig gemacht hat, dem kann auch nicht der allerleiseste Zweifel daran übrig bleiben daß Titus Andronicus aus derselben Feder geflossen sei. Wenn man nun dennoch zugeben muß daß „der ganze Eindruck den man aus dieser blutigen Materie und ihrer Behandlung davonnimmt mit fast überwältigender Ueberzeugung gegen die shakespearische Herkunft spricht“, so löst sich dieser Widerspruch eben nur durch die Annahme, daß der Dichter von welchem man den Maßstab des Shakespearischen ableitet ein völlig anderer Mensch geworden war als der Verfasser jener Erstlingsdramen.

Den gebotenen Schluß hat G e r v i n u s treffend ausgesprochen. „Fiele das Stück (sagt er von Titus Andronicus) in seine Wildlingsperiode und wäre es wie es ist aus seiner jugendlichen Feder geflossen, so ist es wahr, e s m u ß e i n g e w a l t i g e r, f a s t g e w a l t s a m e r U m s c h w u n g i n s e i n e r s i t t l i c h e n u n d ä s t h e t i s c h e n N a t u r f r ü h u n d g l e i c h s a m m i t e i n e m S c h l a g e v o r g e g a n g e n s e i n.“

Den Beweis aber, der diese Hypothese zur Thatsache erheben konnte, hat auch dieser tiefe Kenner Shakespeares nicht unter-

nommen. Er ist einmal dicht daran, wo er bei Besprechung der Sonette äußert, das Freundschaftsverhältniß auf das sich diese beziehen sei „im ruhigen Gleise seiner Existenz leicht eins der größesten Erlebnisse Shakespeares gewesen.“ Doch seine deutliche Abneigung gegen die Form und den Styl der Sonette hat ihn wohl verhindert, sie völlig auszuschöpfen. Er würde sonst schwerlich jenes Verhältniß als „in sich nicht von großer Bedeutung“ bezeichnet, auch kaum behauptet haben daß wir „in den sämmtlichen Gedichten wenig oder nichts für di genauere Characteristik des Freundes erfahren“, ein Ausspruch, bei dem der verehrte Forscher wohl nicht beharren wird wenn er meine Uebersetzung gelesen.

Ja, ein solcher gewaltiger Umschwung ist mit Shakespeare vorgegangen, ungefähr im vierten Jahr seines Aufenthalts in London. Er verdankt ihm einem Freundschaftsbunde, mindestens eben so wunderbar und erfolgreich als der zwischen Schiller und Göthe, einem Freundschaftsbunde zwischen ihm, dem armen verachteten Schauspieler und einem in Glanz und Reichthum lebenden Mitgliede des hohen englischen Adels.

In keiner Beziehung zu der Freundschaft mit diesem Manne steht von Shakespeares Gedichten nur die kleine Sammlung unter dem Titel „der leidenschaftliche Pilger.“ Diese wurde im J. 1599 als Shakespeare schon berühmt war von einem speculativen Buchhändler Namens Jaggard ohne Wissen und Wollen des Dichters veröffentlicht. Sie enthielt in ihrer ersten Gestalt zwei der Sonette die jetzt in der authentischen Sammlung stehn, ein Sonett und ein Lied aus Loves labour's lost, noch einige andere wahrscheinlich von Shakespeare herrührende

Sonette und Lieder, die damals theils handschriftlich theils in Blättern verbreitet sein mochten, daneben aber auch einige offenbar nicht von ihm und z. Th. erwiesenermaßen von Andern verfaßte Gedichte. Diese sind schon von Malone ausgeschieden worden; aber selbst die hier aufgenommenen sind schwerlich alle aus Sh. Feder geflossen. Vgl. d. Anm.

Alle übrigen Gedichte Shakespeares sind mehr oder weniger ein Denkmal jenes fruchtreichen Seelenbundes und so wird sich, was mir in dieser Einleitung noch zu sagen bleibt um eine richtige Auffassung dieser Dichtungen zu vermitteln, am Zweckmäßigsten einflechten lassen in einen Versuch, den Verlauf dieser Freundschaft zu überblicken.

Heinrich Wriothesley, Graf von Southampton und Baron von Tichfield, war geboren im J. 1573, also neun Jahre jünger als Shakespeare. Er muß ein frühreifer Geist gewesen sein da er schon 1585, also zwölfjährig, die Universität Cambridge bezog. Nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst ging er 1590 nach London um hier in Gray's Inn seine juristischen Studien fortzusetzen.

Wie in allen Ländern war damals auch in England der fehdelustige bewaffnete Adel des Mittelalters hinabgedrückt zu einer zahmeren Rolle zweiten Ranges, ohne den äußeren Glanz einer aristocratischen Lebensweise und das Bewußtsein der Bevorzugung aufzugeben. Aus den eisernen Baronen waren geschmeidige Höflinge geworden die in der Umgebung des Thrones durch die gesteigerte Pracht einer blendenden Außenseite das unbehagliche Gefühl der verlorenen Selbstherrlichkeit zu verdecken suchten. An die Stelle jenes Stolzes auf eine fast unumschränkte

fürstliche Macht trat jetzt, wo der Cavalier in demüthiger Unterwürfigkeit auf jeden Wink des Monarchen lauschte, ein lächerlich verschrobner Ehrbegriff, wie ihn Shakespeare im „Probstein" so köstlich persifflirt, und renommistische Duellsucht wurde das Surrogat des eingebüßten Fehderechts.

Frühzeitig und als einer der Ersten scheint Southampton die Leerheit dieses gleißenden Treibens, das Unwürdige dieser Rolle gefühlt und erkannt zu haben, welche neuen Mächte der Adel sich dienstbar machen müsse um sich, wie es ihm nur in England gelungen ist, auch in der verwandelten Welt einen Theil der Herrschaft zurückzugewinnen, die er verloren als die Kanone seine Burgen gebrochen, die Muskete seine Rüstung, die Mannszucht des Soldaten die Tapferkeit des Ritters entwerthet hatte. Es zog ihn zu den Geistern der Zukunft. Reizender als das Gepränge des Hofes war ihm die Schaubühne in ihren damals noch so dürftigen Anfängen.

Seine Mutter war in zweiter Ehe vermählt mit dem Schatzmeister und Vergnügungs-Intendanten des Hofes, Thomas Heneage, den sein Amt mit dem Theater in Verbindung brachte. So mag denn der junge Graf durch seinen Stiefvater Anlaß und Gelegenheit erhalten haben ein Freund der Bühne und Gönner ihrer Mitglieder zu werden, indem Unternehmer, Schauspieler und Dichter bei Anliegen an den Hof und die Behörden die Vermittlung des jungen Kunstfreundes in Anspruch nahmen. Daß er das Theater täglich besuchte und darüber den Hof beinahe gänzlich vernachlässigte bezeugt ein erhaltener Brief eines Rowland White an Robert Sidney. Doch beschränkte sich seine Gönnerschaft nicht auf das Schauspiel. Auch

Gelehrte und Dichter die nicht gerade für die Bühne schrieben erfreuten sich derselben. Chapman nennt ihn in einem Dedicationssonett vor seiner Uebersetzung der Ilias den Auserwähltesten unter allen edeln Geistern des Vaterlandes. Thomas Nash sagte, er sei von unbegreiflicher Höhe des Geistes in heldenmüthiger Entschlossenheit und in Sachen des Geschmacks. Beaumont fragt, wer wohl auf Englands Bühne lebe und ihn nicht kenne. Alle Schriftsteller und Dichter wetteiferten, ihm ihre Werke zu widmen.

Die vornehmen Gönner des Theaters hatten ihren Platz vorn auf der Bühne selbst und verkehrten in den Zwischenacten mit den Schauspielern. Hinter dem Vorhange werden sich Shakespeare und Southampton zum erstenmal begegnet sein. Auf die ehrfurchtsvolle Scheu der ersten Begrüßung aber auch auf die erste huldigende Anrede vor der Oeffentlichkeit kann sich Sonett 108, 8 beziehn. Sehr demüthig lautet die Zueignung mit welcher S. seine erste Dichtung, Venus und Adonis, die im J. 1593 im Druck erschien, dem Grafen widmet.

Man hat vermuthet, diese Dichtung sei schon in Stratford entstanden. Obschon einige wahrscheinlich frühere Sonette im leidenschaftlichen Pilger beweisen daß derselbe Stoff den Dichter schon vorher beschäftigt hat, ist mir diese Vermuthung doch mehr als zweifelhaft. Die Absicht, in Adonis seinen schönen jungen Freund zu zeichnen, zieht sich so unverkennbar durch die ganze Anlage, daß sie schwerlich erst durch eine nachträgliche Bearbeitung, die man dann mindestens annehmen müßte, hineingeflochten sein kann. Schon hier ist das Thema der ersten Sonettenreihe in aller Schärfe ausgesprochen „beauty within itself

should not be wasted" (Ven. u. Ad. Str. 22, 4) und wiederholt in Wendungen behandelt, die mit denen der Sonette beinahe wörtlich zusammentreffen. (Str. 28. 29. 126—128. 182.) Ueberdies scheint mir Sonett 53, 5 und 6

> Describe Adonis, and the counterfeit
> Is poorly imitated after you;

jeden Zweifel daran zu beseitigen, daß wir in Venus und Adonis die erste noch schüchtern verschleierte Huldigung vor uns haben, mit welcher S. um die Gunst des jungen Grafen geworben hat.

Ein Jahr später erschien Tarquin und Lucretia (The Rape of Lucrece). Shakespeare und Southampton sind einander um Vieles näher gerückt; weit zuversichtlicher lautet die Widmung. Schon blickt der Dichter zurück auf eine Reihe von Leistungen zu denen ihn der Einfluß des Freundes gekräftigt, bei denen ihm der Freund mit seiner gründlicheren Bildung mit seinem feineren Geschmack anregend rathend ja geradezu feilend zur Seite gestanden hat. Zugleich nimmt er künftige Schöpfungen in Aussicht welche ihm kraft dieses Bündnisses gelingen sollen. Das, und nicht blos eine höfliche Redensart lese ich in Shakespeares Versicherung, dem Freunde gehöre was er geleistet und was er in Zukunft zu leisten habe, wenn ich diese Widmung zusammenhalte mit den bestimmteren Andeutungen der Sonette.

Dem Inhalt nach steht Tarquin und Lucretia in keiner solchen Beziehung zu dem Freundschaftsverhältniß wie Venus und Adonis. Doch sind beide Gedichte von gleicher Bedeutung als biographische Denkmale. In beiden hat sich Shakespeare, wie Göthe im Werther, eine unbändige Leidenschaft vom Herzen wegzudichten versucht. In beiden legt er ein Bekenntniß ab von

der sinnlichen Gluth seiner Jugend die keine Schranke gescheut um ihr Verlangen zu stillen. Eine solche Leidenschaft erstrebt und erreicht ihr Ziel in Venus und Adonis. Sie ist hier der Göttin beigelegt, erscheint aber wenig weiblich; man spürt die Herkunft des poetischen Bildes aus männlicher Erfahrung. Voll weichlichen Reizes feiert die Poesie die Alleinherrschaft der Sinne; der Schluß aber ist ein Fluch auf die Liebe und in die Strophen 192—196, in denen die Göttin der Liebe selbst, an der Leiche ihres Lieblings diesen Fluch ausspricht, scheint der Dichter das traurige Ergebniß der Betrachtung seiner Jugendjahre zusammenzudrängen. In der Lucretia ist eine gleiche Leidenschaft siegreich und führt zur Vernichtung ihres Gegenstandes. Hier aber ist sie als verbrecherisch gezeichnet; der Geist triumphirt und im Hintergrunde steht die Sitte wie sie Rache nimmt durch den Sturz des römischen Königthums. So bezeichnen beide Gedichte zusammen den bewußten Abschied des Dichters von der chaotischen Periode seines Werdens. Er ist schon ein anderer indem er sich zeichnen kann wie er gewesen, indem er uns ahnen läßt, wie sein Geist im Taumel der Lust und durch häufiges Unterliegen die ganze Stärke der niederen Gewalten kennen gelernt und jene Weisheit erkämpft hat, die neben ein treues Bild des Lebens mit allen seinen lichten Höhen und finstern Abgründen die deutlichsten Offenbarungen des Sittengesetzes zu schreiben vermochte.

Dem Styl nach sehn wir in diesen beiden Dichtungen das Opfer, das auch Shakespeare niederlegen mußte auf dem Altar des damals herrschenden Ungeschmacks um die Kraft seiner angelsächsischen Kernnatur von ihm loszukaufen. Bis zur

ärgsten Abgeschmacktheit erscheint er hier überladen mit dem Flitterputz der herrschenden Mode und zuweilen fühlt man sich versucht zu der Frage ob er sich nicht selbst hat lächerlich vorkommen müssen in dieser Vermummung. Es ist als ränge er wirklich mit aller Anstrengung nach dem Beifall eines Nash, als gebe er sich die größeste Mühe nicht sowohl jeden gewöhnlichen, als jeden natürlichen Ausdruck zu vermeiden. Die Bilder häufen sich bis zur Widerlichkeit, zuweilen bis zum Unsinn (z. B. Ven. u. Ad. 61. 75. 76. 85. 164). Das Gesicht heißt ein Destillatorium liebesathmender Wohlgerüche, der Geliebte ein Banquet nicht nur für die anderen Sinne sondern auch für den des Geschmackes, als solle er verspeist werden. Die Phrase „da regten sich wieder ihre Gedanken und sie sprach", würde so viel zu schlicht und natürlich lauten, und muß dahin verschroben werden

„Once more the engine of her thoughts began"

(Da fing ihre Denkmaschine wieder an);

Stellen, an denen es natürlich nicht die Aufgabe des Uebersetzers war, den Ungeschmack zu mildern und beschönigen.

Aber selbst in diesem Bombast à la Lohenstein und Hoffmannswaldau bleibt der Genius unverkennbar, der auch die rhetorische Phrase mit Kraft und Kühnheit zu erfüllen weiß. Zwischen der Menge übertriebener Bilder erfreut uns auch manches überraschend-sinnige und reizende das uns den feinen Beobachter der Natur in allen ihren Reichen erkennen läßt. Diese Schönheiten sind nicht so zahlreich daß man den Eigenwerth dieser Dichtungen sehr hoch anschlagen dürfte. Nein, wer ehrlich sein will muß zugeben daß sie mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen wären wenn sie nicht von Shakespeare herrührten.

So jedoch geben sie dem Bewunderer des Meisters eine erwünschte Gelegenheit ihn als Lehrling zu belauschen in seinem Ringen nach der Technik der Sprache. Es macht uns ungeduldig, ihn so sklavisch gebannt zu sehn in den hergebrachten Bilder- und Conceptenstyl; aber wir ahnen bereits, welche Kraft er schöpfen wird aus dieser Anstrengung, dem Herkommen zu genügen und jeden Gegenstand den seine Phantasie am Wege liegen sieht, wie unbedeutend oder unpassend, wie fremdartig und hartwiderstrebend er auch sei, zu schmelzen bis er ein seelisches Gleichniß hergibt. Der junge Zauberer ist wie berauscht von der eben erst entdeckten unwiderstehlichen Macht seiner Wünschelruthe. Mit rücksichtslosem Uebermuth versucht er sie an jedem Stein auf seinem Pfade, an jeder Erscheinung der todten und lebendigen Welt, bis ein Funke des Geistes herausspringt, bis auch das Seelenlose redet als ein menschliches Wesen. Es sind die Vorübungen deren er bedurfte, um sich dieselbe handgerecht zu machen zu maßvollem Gebrauch für die höchsten Zwecke; denn eben diese Wünschelruthe, die Metapher, ist es, deren sich auch der vollendete Meister bedient, wenn es gilt, die verborgensten Tiefen der Natur und des Menschenherzens aufzuschließen.

Ein Portrait seines Freundes hat uns Shakespeare, meiner Vermuthung nach, hinterlassen in dem fragmentarischen Gedicht „Der Liebenden Klage". Die Verlassene zeichnet den treulosen Geliebten als einen Donjuan. Daß auch der Dichter selbst solche Züge an Graf Southampton wahrgenommen hat beweisen mehrere der Sonette. Die Stimmung zu diesen Strophen hat er wohl gefunden in jener Zeit der Entfremdung und Trennung

von seinem Freunde auf welche Sonett 97 und einige der folgenden anspielen. Auch ein äußerer Anlaß ist nachweisbar. Nathan Drake erwähnt, indem er sich auf die Sidney papers beruft, daß Graf Southampton, als er im Februar 1598 den englischen Gesandten Cecil nach Paris begleitete, „in London ein trostloses Fräulein zurückließ welches sich um ihn ihre schönen Augen fast ausweinte.“ Zum ersten Mal im Druck erschienen ist „der Liebenden Klage“ zusammen mit den Sonetten im J. 1609.

Eine solche körperlich und geistig auf das Glänzendste ausgestattete Natur von hinreißender Liebenswürdigkeit, wie sie das eben genannte Fragment schildert, muß der junge Graf gewesen sein. Was wir von seinem Leben und seinen Thaten wissen stimmt damit wohl überein. Der beste Beweis aber von seinen hohen Geisteseigenschaften und der Großthat seines Lebens, die rühmenswerther ist als die tollkühne Eroberung einer spanischen Fregatte die ihm bei der Expedition des Grafen Essex gegen die Azoren gelang, besteht darin, daß Er zuerst in einem armen mißachteten Schauspieler den Genius erkannte, dem er als einem Ebenbürtigen über die trennende Standeskluft die Freundeshand reichen dürfe um ihn emporzuheben auf die Bahn der Unsterblichkeit.

Wie der Dichter in ihm die rettende Gottheit seines Lebens erblickte; wie er diesen Freund umklammerte mit inbrünstiger Zärtlichkeit, ja mit eifersüchtiger Angst dies Muster eines schönen harmonischen Daseins wieder zu verlieren in dessen Nacheiferung und mit dessen Hülfe auch er sich emporarbeiten könne aus dem trüben Strudel der Leidenschaften, aus der Erniedrigung

seines Berufes: davon geben uns Shakespeares Sonette ein eben so merkwürdiges als poetisch ergreifendes Zeugniß, und diese ihre Bedeutung ist es, die bisher noch nirgend die gebührende Würdigung gefunden hat.

Die Sonette erschienen zuerst im J. 1609. Ihre Entstehung umfaßt nach meiner Ueberzeugung nahezu ein Jahrzehend. Die ersten scheinen gleichzeitig mit Venus und Adonis gedichtet; die spätesten, für die man jedoch nicht die in der Sammlung zuletzt stehenden zu halten hat, schrieb S. schwerlich früher als nach 1601 und selbst nach 1603, dem Todesjahr der Königin Elisabeth. Zu diesen rechne ich S. 116. 123. 124. 125 und namentlich 107, das vielleicht eine Anspielung enthält auf die hoffnungsvoll versöhnliche Stimmung des Landes bei der Thronbesteigung Jacobs I. dessen Amnestie auch dem Grafen Southampton zu gute kam. Die Reihenfolge der Sonette ist offenbar keine streng chronologische. Sie verräth eine wohl überlegte kunstvolle Redaction und Ueberarbeitung. Man erkennt deutlich fünf Hauptgruppen, welche ich als eben so viel Bücher bezeichnet habe obgleich sie im Original nicht von einander abgegrenzt sind. Das Zeichen *** statt des Schlußstriches bedeutet, daß das folgende Sonett wie eine fernere Strophe desselben Gedichts zu betrachten ist.

Als Schauspieler war Shakespeare keinenfalls hervorragend. Gespräche über seine Stücke werden den ersten Verkehr hinter dem Vorhange zwischen ihm und Southampton begonnen haben. Vom Talent des Dichters fühlte sich der junge Edelmann angezogen; den Dichter wird er durch kritische Bemerkungen, durch Vorschläge von Stoffen, durch Bezeichnung und Erleichterung

der nothwendigen Studien angeregt und mit Ehrgeiz erfüllt haben. Nur fördern konnte das Shakespeares Entzweiung mit seinem Beruf, Rollen zweiten und dritten Ranges zu spielen. Dem Verfasser des Perikles und Titus gelangen jetzt seine ersten Historien, sein Kaufmann von Venedig, sein Sommernachtstraum, sein Romeo und Julie. Er entdeckte in sich eine ungeahnte Stärke und verkannte nicht wer sie wach gerufen. Die Gönnerschaft des begüterten und einflußreichen Lords eröffnete ihm bessere Aussichten auf Erwerb und Stellung; die Freundschaft eines hoch über ihm stehenden allbewunderten jungen Mannes von den glänzendsten Eigenschaften durfte ihm wohl erscheinen als ein berauschendes Glück; vor Allem aber sah er in ihm schon damals den Sporner seines Ehrgeizes, den Tadler seines Müßigganges, die ergänzende Kraft, die höhere Bildung und Gelehrsamkeit, durch welche seine Dichtung allein eine höhere Vollendung erreichen könne wenn sie durch Freundschaft sein Miteigenthum würden. (Vergl. S. 38. 61. 78. 79. 86. 88. 100. 112.) So erwachte seine Hoffnung, so reifte sein Entschluß der „scheckigen Narrenjacke" des Schauspielers zu entwachsen durch Dichtergröße.

War es ein Wunder daß er in der Zuneigung des jungen Grafen sein ganzes Heil erblickte und sie zur Religion seines Herzens erhob bis seine Verehrung an überschwängliche Schwärmerei und Götzendienst streifte, was ihm selbst nicht entgangen ist? (Vergl. S. 17. 105.)

Eine nicht unter glücklichen Umständen geschlossene Ehe, ein wilder Lebenswandel der ihn in Zerwürfnisse gebracht mit der Gesellschaft, ja mit der Gerechtigkeit, eine nicht näher bekannte

jedoch keinenfalls leichte Katastrophe die mit dem verzweifelten Entschluß geendigt das verachtete Schauspielergewerbe zu ergreifen: alle diese Erfahrungen mußten einen tiefen Mißmuth in seiner Seele erzeugt, eine öde Leere in seinem Herzen gehöhlt haben. Nicht ausfüllen, nur erweitern konnte diese Leere eine zweite Liebesleidenschaft; denn ihr Gegenstand (vergl. S. 127 u. f.) war weder durch äußere Reize noch durch Vorzüge des Herzens oder Geistes geeignet seiner hungernden Seele zu bieten wessen sie bedurfte: ein verehrenswerthes Ideal. Sein Gewerbe schloß ihn aus von der besseren Gesellschaft; dagegen zog es ihn nach überlieferten Anecdoten hinein in zweifelhafte Kreise und Verhältnisse. Auch wenn er nicht schon verheirathet gewesen wäre hätte Shakespeare nicht leicht einem weiblichen Wesen begegnen können das die Eigenschaften besaß, jene Leere zu füllen, seinem Liebesbedürfniß den würdigen Gegenstand, seiner Poesie das Musterbild zu liefern das er in weiblicher Gestalt erst in reiferen Jahren und in glücklicher Lage in seinen Dramen zu zeichnen vermochte. So erklärt es sich warum in allen seinen Werken das Ideal der Männlichkeit so entschieden vorherrscht, daß man ihn, in leicht verständlichem Gegensatz, wohl bezeichnen dürfte als den Dichter des „Ewig Männlichen". So wird uns auch diejenige Eigenthümlichkeit der Sonette begreiflich, die dem unvorbereiteten Leser befremdend ja verschroben erscheinen muß, die nicht nur im pruden England bedenkliches Kopfschütteln veranlaßt und geraume Zeit den Irrthum genährt hat, die Mehrzahl dieser Sonette seien nicht an einen Freund sondern an eine Geliebte gerichtet.

An dem schönen jungen Grafen ließ Shakespeares liebes-

bedürftiges Herz auch die Gefühle aus welche sich für eine edle Geliebte in ihm geregt haben würden, wenn er eine solche gefunden hätte.

Einen berühmten Professor, dessen Aeußeres allerdings zurückblieb hinter seinem Geist und seiner Gelehrsamkeit, habe ich einst sagen hören, eine der widerwärtigsten Erscheinungen sei für ihn ein sogenannter schöner Mann. Seinem Ausspruch wird Jeder bereitwillig zustimmen wenn mit den „Sogenannten“ nur diejenigen gemeint sind, die eigentlich nicht schön sind weil sie weiter nichts sind als wohlaussehend und weiter nichts in der Welt zu thun zu haben glauben als wohl auszusehen. Soll aber damit der Werth der ächten männlichen Schönheit herabgesetzt, soll damit angedeutet werden daß es für das Männerauge eine Art von Entweihung sei, derselben einen Blick der Bewunderung und des beifälligen Genusses zu widmen, so darf man einen solchen Rest ascetischer Finsterniß wohl entschieden zurückweisen. Man darf sich dagegen wohl berufen auf das Urtheil des Volkes das sich auf Kunst und Schönheit bisher am besten verstanden hat, auf das Urtheil der Hellenen, ohne deshalb in den Verdacht zu gerathen als ob man damit auch die griechischen Verirrungen in eben dieser Richtung beschönigen wolle. Wer fände nicht den belvederischen Apoll schöner als die reizendste Aphrodite, den Kopf Göthes auf Tischbeins berühmtem Bilde schöner als irgend ein gemaltes oder lebendiges Weibergesicht? Wer kann im Ernst behaupten daß die Natur beim Menschen abgewichen sei von der Regel die sie bei allen höheren Geschöpfen befolgt hat: das männliche Geschlecht stärker und schöner zu bilden? Wer kann wenn er helle Augen hat

verkennen daß unsere Bezeichnung der Frauen als „schönes Geschlecht“ theils eine höfliche Redensart ist, theils beruht auf der Verwechslung des geschlechtlich Reizenden mit dem Schönen?

Shakespeare wenigstens hat mit hellenischen Augen geschaut und in bewußtem Trotz gegen das Urtheil der Welt das er vorhersah nicht nur den hohen Geisteseigenschaften sondern auch der körperlichen Schönheit seines Freundes gehuldigt. In diese Huldigung aber flochten sich tiefe und ganz moderne Gedanken der Zucht und Unsterblichkeit, die es uns verwehren auch nur den leisesten Schatten eines unwürdigen Verdachts daraus abzuleiten. Allerdings aber hat es schon zu Lebzeiten des Dichters böse Zungen gegeben welche das thaten. (Vergl. S. 121 u. d. zugehörige Anm.)

Uebrigens darf man nicht vergessen daß damals der überschwängliche Styl der romanischen Schäfer- und Ritterpoesie an der Tagesordnung war. Die Complimentirsucht stand in ihrer Blüthe; die Schützlinge vornehmer Kunstgönner sprachen damals im ganzen gebildeten Europa mit ihren Mäcenen nicht anders als in Ausdrücken ungemessener Schmeichelei und übertriebener Zärtlichkeit. Selbst zwischen gleichgestellten Männern war es gewöhnlich im brieflichen Verkehr zu unterzeichnen als „treuer Liebhaber“. An die strenge Wortbedeutung dachte man eben so wenig als wir wenn wir schließen als „ergebenster Diener“ ohne daß es uns einfällt uns herzugeben zum Lakaien des Angeredeten.

So haben diese Freundschaftslieder den Ton und die Stimmung von Liebesgedichten angenommen. Das Verhältniß des Dichters zu seinem schönen jungen Freunde hat ganz den Ver-

lauf einer mächtigen den Geist beherrschenden Leidenschaft wie sie der Mann sonst nur für Frauen zu empfinden pflegt. Er selber weiß das und mit einer Ehrlichkeit die nur allzudeutlich ist, gesteht er einmal sogar eine Regung des Bedauerns daß der Freund nicht als Weib geboren sei und er ihn den Weibern überlassen müsse (S. 20). Doch nur auf den Geist seines Freundes ist er, andern Dichtern gegenüber, in Wahrheit eifersüchtig. Verliebte Abenteuer gönnt er ihm mit mehr als billiger Nachsicht, sogar wenn er ihm selbst ins Gehege kommt.

Für die Lauterkeit des wundersamen Verhältnisses spricht schon das Thema der ersten Sonettenreihe (1—17): die Ermahnung an den Freund sich zu vermählen um sich zu verewigen in einem Sohn. Nach Drake faßte Southampton im J. 1595 eine heftige Leidenschaft für Elisabeth Vernon, eine Base des berühmten Grafen Essex. Die Königin Elisabeth war aber gegen diese Verbindung und scheint sie damals hintertrieben zu haben. Vermuthlich hatte ihr Argwohn gegen Essex schon begonnen und sie mochte seinen Einfluß nicht verstärken wollen durch eine Verschwägerung mit Southampton. Als sich später, im November 1598 die Liebenden dennoch heimlich vermählten, schickte sie das junge Paar ins Gefängniß. Aber schon im März 1599 ist Southampton in Irland, wo ihn Essex gegen den Befehl der Königin zum Reitergeneral ernennt. Elisabeth hatte Recht gehabt mit ihrem Argwohn; denn 1601 nahm Southampton thätigen Antheil an der Verschwörung, für welche Graf Essex das Blutgerüst besteigen mußte. Auch er wurde zum Tode verurtheilt und dann begnadigt zu lebenslänglichem Gefängniß, aus dem ihn erst der Tod der Königin erlöste. Gervinus

meint, bei jenem Verhältniß zu Elisabeth Vernon sei denkbarer Weise eine so dringliche Mahnung zur Verheirathung, wie sie Shakespeare in den ersten 17 Sonetten wiederhole, ganz am Orte gewesen. Dem kann ich nicht zustimmen. Vielmehr finde ich in den angeführten Thatsachen nur einen Beweis, daß jene ersten 17 Sonette vor Beginn der Verliebniß des Grafen in Elisabeth Vernon, also vor 1595 entstanden sein müssen, wie es ihr Zusammentreffen mit Venus und Adonis ohnehin wahrscheinlich macht; denn in diesen Sonetten bekämpft der Dichter offenbar eine Abneigung seines Freundes gegen die Ehe und dieser muß ihm einigen Grund gegeben haben zu der Befürchtung, daß er sein Leben als einsamer Hagestolz verschwenden wolle.

Das zweite Thema ist die Standesverschiedenheit der Freunde. Das Vorurtheil des Edelmanns wich nur allmälig der Anerkennung des Talentes. Der strengen Zurückhaltung welche sich der Dichter vor der Welt auferlegt, hört man es an daß sie zum Theil ein Echo ist von Andeutungen des vornehmen Gönners über die Rücksichten die er öffentlich zu nehmen habe. In der Weise hochgestellter Herrn bestimmte dieser Ort und Stunde zu vertraulichen Besuchen und ein Wink von ihm bedeutete das Ende der Audienz, die Entlassung des Schützlings. (Vergl. S. 57.) Southampton war zunächst eitel, aber seine Eitelkeit schlug eine edle Richtung ein. Er strebte nach dem Ruhm eines Mäcen, er wünschte sich von Dichtern verherrlicht, seinen Namen der Nachwelt erhalten zu sehn. Offen zu diesem Zweck warb er sich einen Hofstaat an von Gelehrten und Dichtern, auch hat sich Shakespeare nicht gescheut ihm eben so offen

vorzuwerfen, daß er etwas zu sehr darauf erpicht sei, sich loben zu hören. (S. 84.) Aber man fühlt es heraus, nicht nur die sinnigen und begeisterten Huldigungen sind es was ihn mehr und mehr diesem Seelenbunde gewinnt und an den Freund fesselt, sondern auch das Bewußtsein, seine geistigen Gaben, seine Bildung auf eine bleibende Weise verwerthen zu können als kritischer Rathgeber eines so mächtigen aber noch etwas rohen und maßlosen Talentes. Auch er ist sich seiner Unentbehrlichkeit für dessen volle Entfaltung bewußt gewesen. Er hat Shakespeares künftige Unsterblichkeit vorgenossen als einen Erwerb, an dem seine Kraft großen Antheil haben werde. Mit schwärmerischer Hingebung erwidert der Dichter diese das Vorurtheil besiegende Freundschaft. Er hält die Mitte zwischen Bescheidenheit und Selbstvertrauen; er schwankt zwischen ängstlicher Zurückhaltung angesichts der Welt und inniger Vertraulichkeit unter vier Augen. Er erklärt, sich gern begnügen zu wollen mit dem erhebenden Bewußtsein solcher Freundschaft und verzichtet bereitwillig auf Rang und Würden. Dennoch tritt an andern Stellen auch die Sehnsucht hervor nach einer ehrenvolleren äußeren Stellung welche ihn der Nothwendigkeit überheben würde das innige Verhältniß zum Freunde vor den Leuten zu verleugnen. Bald erklärt er, am Herzen des Freundes, wo Niemand ihn und er Niemanden verdränge, keiner Ehren und Titel zu bedürfen; bald verlangt er nach dem Aufgange eines günstigen Sternes, der seiner zerlumpten Liebe Schmuck anlege damit er sich ihrer auch öffentlich rühmen dürfe. Auch ist es fast als erwiesen zu betrachten daß er sich Mühe gegeben hat für seine zur Hälfte adlige Herkunft eine öffentliche Anerkennung

zu erlangen. Den schönsten Ausdruck finden diese widerstreitenden Empfindungen im 29. Sonett.

Auch diese Freundschaft hatte ihre zeitweisen Störungen. Auf eine solche werden wir vorbereitet in den Sonetten 33—35. Der Freund ist ihm (nach S. 40—42) ins Gehege gekommen bei einer Geliebten, an der aber dem Dichter selbst nicht allzuviel gelegen scheint. Ihr mißgönnt er den Freund, weniger die Geliebte dem Freunde, und wir sehen an diesem eben nicht erbaulichen Beispiel, wie nahe sich die beiden gerückt sein mußten.

In diesem neben seiner Freundschaft bestehenden Liebesverhältniß zeigt sich der Dichter mit vollem Bewußtsein noch gefangen in dem Chaos wilder und aller Vernunft hohnsprechender Leidenschaft. Es ist das letzte aber auch ärgste Opfer durch das er sich loskaufen muß von der Macht der niederen Gewalten. Nicht einmal durch äußere Reize vermag er diese magnetisch unwillkührliche Passion verständig zu erklären. Dafür gewinnt er in ihr die volle Einsicht in die Verwerflichkeit seines wüsten Treibens, wie in seiner Freundschaft die Stärke, demselben für immer zu entsagen. In satyrischem Gegensatz zu den zeitgenössischen Dichtern, welche die ganze Natur ausbeuten um die Schönheit der Geliebten herauszustreichen, schildert er seine Leidenschaft lediglich als ein Factum: er müsse ihren Gegenstand gern haben und lieben, obwohl ihn das keinesweges verführe, ihr überschwängliche Reize anzudichten, die sie nicht besitze (S. 130). Eine Vermuthung über die Persönlichkeit derselben habe ich in den Anmerkungen ausgesprochen. Es ist ein unwiderstehlicher Naturzug, eine dunkle Wahlverwandtschaft, es ist der dämonische Reiz eines Wesens ohne Schönheit was

ihn an dieses Weib fesselt und gegen alle Verstandesgründe seinen Geist mit umstrickt (S. 147. 149. 152).

Als der Graf die Laune hat ihm sein garstiges aber pikantes Liebchen abspenstig zu machen ergreift ihn die Furcht, der durch die Liebe des Freundes begonnenen Wiedergeburt und Verklärung seines Wesens wieder verlustig zu gehn. (S. 144.) In dieser verzagten Stimmung wirft er einen Rückblick auf sein Jugendleben von den ersten Irrungen bis zu dieser wenig würdigen Liebschaft und drängt im Moment der Entscheidung das Gemälde des durchgemachten Kampfes zwischen Vernunft und Lust, Geist und Sinnlichkeit wie auf einen Punkt zusammen in einem inhaltreichen Sonett, in dem sich schon die volle Kraft seines Dramenstyls entfaltet (S. 129). Dann aber rafft er sich auf zum Siege und hält seiner Seele den Gedanken vor, durch den sie wieder die gebührende Macht über ihre rebellischen Diener, die Sinne, erobern, der den Triumph des unsterblichen Geistes über die finstern Mächte seiner sterblichen Behausung entscheiden werde (S. 146).

Zu jener Kühle im Verhältniß der Freunde während ihrer kurzen Nebenbuhlerschaft scheint auch eine äußere Trennung hinzugekommen zu sein (S. 43—61). Vielleicht fallen diese Sonette in die Zeit jener Expedition gegen die azorischen Inseln im J. 1597. Der Dichter zweifelt ob der Mann hohen Standes ihm das beglückende Gleichheitsgefühl bewahren werde. Traurige Erfahrungen scheinen den Ernst seiner Stimmung zu vermehren. Vielleicht, meint Gervinus, fällt in diese Zeit der frühe Tod seines Sohnes Hamnet. Gedanken des Alters und der Hinfälligkeit beherrschen den Dichter.

Eine politische Spannung und gährende Unzufriedenheit regte sich in England gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Sie war es, die bald nachher der Verschwörung des Grafen Essex einen Boden bereitete und einige Aussicht auf Erfolg gab. Das Treiben der Günstlinge und ihrer Kreaturen machte sich auch außerhalb der Hofkreise fühlbar durch drückende Monopole. Es waren die Jahre von denen Macaulay sagt, daß es einen Augenblick geschienen als würde auch Elisabeths glorreiche Regierung ein trauriges und schmähliches Ende nehmen. Die hochtönende Sprache von der Göttlichkeit ihrer Würde und Unumschränktheit ihrer Macht, welche die Königin vor dem Parlament von 1601 führte, hatte schon zuvor mehrere Jahre hindurch ihren Ausdruck gefunden in einer Reihe gewaltthätiger Regierungsacte, in Verfolgungen von Sectirern und Schriftstellern, im Uebermuth und der Willkühr der königlichen Beamten. Auch die Bühne hatte zu leiden durch eine neu eingeführte Censur und allerlei Plackereien, namentlich von seiten der Stadtbehörden der City. Wie die greise Königin noch immer nicht auf einen gewissen Jugendschein verzichten mochte, so beherrschte eine gefälschte Prunk- und Schminksucht die ganze Gesellschaft. In ihr Gesicht trat zum erstenmal der hippocratische Zug, ähnlich wie sich in Frankreich in den letzten Jahren Ludwigs XIV. die ersten Ahnungen der noch zwei Menschenalter entfernten Revolution regten, und diese Empfindung beginnender Alterschwäche suchte sich die vornehme Welt durch maßlose Pracht wegzulügen. Die Zeit war vorüber, wo die Schönheit lebte und starb wie die Blume, wo noch nicht der Bastardschein falschen Reizes die Stirn schmückte, wo noch nicht das Grab seines

Eigenthums beraubt und den Todten die blonden Haarflechten abgeschoren wurden um auf einem zweiten Kopf ein zweites Leben durchzumachen (S. 78). Von seiner Stimmung im Anblick dieser verlebten vornehmen Gesellschaft und der Mißstände ihres Treibens legt der Dichter ein Zeugniß ab (S. 66), auf Grund dessen wir unsere glänzende Vorstellung von dem goldenen Zeitalter unter der jungfräulichen Königin jedenfalls etwas ermäßigen müssen.

Inzwischen hatte sich der Umgang des Grafen Southampton erweitert. Als die Freunde sich wieder näher kamen, konnte Shakespeare auch als Dichter nicht mehr den Alleinbesitz des Gönners für seine Muse in Anspruch nehmen. Mit der Eifersucht auf andere Dichter, die sich einer ähnlichen Begünstigung erfreuten, regt sich bald ein Kleinmuth der uns jetzt wunderlich genug vorkommt wenn wir hören wie er sich einem neuen Günstling (wahrscheinlich dem längst vergessenen Drayton) gegenüber ein kleines Boot nennt das sich nicht vergleichen dürfe mit dem stolz gebauten Schiffe (S. 80), bald aber auch ein hohes Selbstgefühl, ein Bewußtsein daß sein einfachschlichtes treues Gedicht mehr dauernden Werth besitze als die prunkenden Poesieen der Nebenbuhler (S. 81). Dennoch steigert sich sein Verzagen bis zu einem förmlichen Lebewohl (S. 87), ja ihn scheint die Furcht zu beschleichen als habe er sein Herz voll reicher Schätze vergeudet an eine oberflächliche, kalte Eitelkeit (S. 94).

Doch diese bittere Erfahrung sollte er nicht machen. Nach kurzer Lockerung schließt sich der Seelenbund fester denn jemals. Der Dichter sieht ein daß auch er einen Theil der Schuld ge-

tragen und feiert triumphirend die nun erprobte Beständigkeit ihrer beiderseitigen Liebe (S. 110).

Tief rührend ist es, auch während dieser siegenden Befreiung von den Schlacken der wilden Jugend einen Dichtergeist, der so erhaben dasteht über den Vorurtheilen aller Zeiten, schmerzlich stöhnen zu hören und fast erliegen zu sehn unter der Meinung seines Zeitalters, die den Schauspielerstand zu einem der verachtetsten machte. Freilich regte sich dabei auch sein eignes wohl berechtigtes Gefühl vor den sittlichen Gefahren dieses Standes.

Elisabeth, obwohl eine Gönnerin des Theaters, hatte doch ihrem Ceremonienmeister die ausdrückliche Befugniß ertheilt, Schauspieler und Schauspieldichter aus jeder Gesellschaft nach Gutdünken auch zwangsweise in ihren Dienst zu holen oder sie ins Gefängniß zu werfen. Können wir es Shakespeare verargen, daß er die möglichen und gewiß nicht seltenen Demüthigungen einer solchen Existenz, daß er die Schmach eines solchen Standes besonders lebhaft empfand, nachdem er, vom Grafen Southampton herausgehoben aus dem Verkehr mit Seinesgleichen, Hand in Hand gegangen war mit der in den Augen der Welt fleckenlosen Ehre? Können wir es ihm noch auslegen als kleinliche Schwäche, daß er, wie es die neuere Forschung sehr wahrscheinlich gemacht hat, Schritte that um den Adel oder wenigstens das Wappenrecht, zunächst für seinen Vater zu erlangen, ja, daß er dabei wie es scheint selbst den Kunstgriff nicht verschmähte, das Wappenrecht seiner mütterlichen Vorfahren so darstellen zu lassen, als ob es von seinem väterlichen Urgroßvater ausgeübt worden sei? Eine Anspielung auf seinen Wunsch, reich und vielleicht auch adlig zu werden, läßt sich im 26. Sonett erkennen.

Nicht erfolglos blieb des Dichters Ringen nach einer würdigeren Stellung. Er brachte es zum Wohlstande, ja zum Reichthum, und höchst wahrscheinlich durch die rechtzeitige Hülfe des Freundes. Es ist kaum noch zweifelhaft daß Shakespeare vom Grafen Southampton die Summe von 1000 Pfund empfangen hat, vermuthlich um sich als Miteigenthümer beim Neubau des Globetheaters betheiligen zu können. Er machte gute Geschäfte. Schon im J. 1604 hatte er es nicht mehr nöthig als Schauspieler aufzutreten. Er konnte sich ausschließlich der Dichtung für die Bühne widmen und erwarb genug um auch seinem Vater wieder aufzuhelfen. Später kaufte er in London und Stratford mehrere Grundstücke und verfügte in seinen letzten Lebensjahren über ein jährliches Einkommen welches reichlich 20000 Gulden heutigen Geldes vorstellte.

Die Kunde dieser äußeren Umstände ist von seinen Landsleuten mit bewundernswerthem Ameisenfleiß zusammengelesen worden aus dem Moder alter Actenschränke. Die Herzensgeschichte welche sich entziffern läßt aus seinen eignen Bekenntnissen, hat die englische Forschung weit weniger angezogen.

Wie die Namen von langen Reihen von Monarchen verblaßt und erloschen sind in der Ferne welche der Name Homer mit ungeschwächtem Glanze durchleuchtet, so wird eine Zeit kommen, wo man sagt: Philipp II. hieß ein König, Elisabeth eine Königin im Zeitalter Shakespeares. Uns, die wir dies wissen, muthet es wundersam an, daß wir uns den weltbewegenden Dichter vorstellen sollen als schmerzlich zerfallen mit seinem Loose, als versöhnt und beglückt nur durch die Zuneigung eines jungen Edelmannes, nach dem wir die Chroniken

schwerlich durchforschen würden ohne diese Freundschaft. Nur zu leicht vergessen wir daß auch dieser Genius ein qualvoll ringender bedürftiger Mensch war dem erst der Cultus der Jahrhunderte den Purpur solcher Herrlichkeit umgethan hat.

Seine eigne Beichte belehrt uns, daß er zwar eine Ahnung hatte von seiner möglichen Zukunft, aber deutlich erkannte wie er das hohe Ziel nur erreichen könne wenn ihm die liebende Hand des Freundes aus dem Schlamm des Bodens hinaufhelfe auf die erste Sprosse der Leiter über deren oberster Staffel der Stern der Unsterblichkeit leuchtete. Die Nachwelt ist verpflichtet dieser Beichte endlich zu glauben und eine Schuld an ihn selbst und seinen Freund abzutragen indem sie anerkennt, daß für das geistige Heldenthum mit dem dieser Freund sein Standesvorurtheil überwand um den armen Schauspieler an sein Herz zu ziehn und den Genius zu retten aus unwürdigen Verhältnissen dem Grafen Southampton sein Antheil gebührt vom Ruhme Shakespeares.

Druckfehler:

Seite	14	Zeile	14	statt	uns	lies nur.
„	117	„	14	„	Er wachse	— Erwachse.
„	200	„	8	„	in	— im.
„	273	„	6	„	Schmilze	— schmilz.

Sonette.

Widmung.

Dem alleinigen Erzeuger der hier folgenden Sonette Herrn W. H.* wünscht das Glück und die Unsterblichkeit, welche ihm unser ewig lebender Dichter versprochen hat, der Wohlwünschende, der es wagt, sie herauszugeben.

T. T.

(Thomas Thorpe, der erste Herausgeber.

* Man meint, der Herausgeber habe die Anfangsbuchstaben des Namens Heinrich Wriothesley absichtlich umgestellt, um das große Publikum im Dunkeln zu lassen über die Person des „Erzeugers.“

Erstes Buch.

I.

Was wohlgestaltet ist, soll Sprossen treiben,
Der Schönheit Rose droht sonst auszusterben.
Was reif ist, welkt. Wie kann es leben bleiben?
Es blüht erneut im jugendlichen Erben.

Dein strahlend Auge strahlt für sich allein,
Dein Licht verbraucht dein holdes Selbst als Feurung.
Wie kannst du dem so grausam feindlich sein?
Aus reichem Segen quölle so nur Theurung.

Jetzt prangst du noch als frische Erdenzier,
Als einz'ger Herold holder Frühlingsfreuden.
Doch blühst du selbstgenügsam aus in Dir,
Dann ist dies Geizen, trauter Freund, Vergeuden.

Gedenk der Welt! Du darfst nicht schmählich prassen
Und ihren Theil mit dir begraben lassen.

II.

Wenn vierzig Winter erst mit schwerem Druck
In deine schöne Stirn geprägt ihr Zeichen,
Wird deiner Jugend angestaunter Schmuck
Entwerthet sein und welkem Kraute gleichen.

Dann fragt man dich, wohin die Schönheit kam,
Wo nun die Schätze deines Frühlings prunken?
Dann sprich, zu schlechtem Troste bittrer Schaam:
„Sie sind mit meinen Augen eingesunken.“

Genutzte Schönheit dürfte sonder Prahlen
Darauf erwidern: „Dies, mein holdes Kind,
Soll meines Alters Schuld und Rechnung zahlen,
Da mein Vermächtniß seine Züge sind.“

Du fühltest warm dann, wenn es halb erfroren,
Dein Blut und dich im Alter neugeboren.

III.

Beschaue doch dein Angesicht im Spiegel
Und sag' ihm: „Zeit ist's, dich zu wiederholen."
Wenn du nicht prägen willst mit deinem Siegel,
Ist eine Mutter und die Welt bestohlen.

So schön ist Keine, daß den keuschen Schooß
Sie Dir nicht gern ergäb' als ihrem Gatten;
Und wessen Eigenliebe ist so groß,
Mit sich auch seine Enkel zu bestatten?

Wie Du der Spiegel bist, in dem den Mai
Des eignen Lebens deine Mutter schaut,
So halte Dir den Jugendrückblick frei,
Wenn Deine Stirn sich faltet und ergraut.

Doch scheut dein Leben jedes Angedenken —
Stirb einsam, laß mit Dir dein Bild versenken.

IV.

In unfruchtbarem Eigennutz verschwenden
Willst du der Schönheit anvertrautes Gut?
Nie *schenkt* Natur, sie leiht nur ihre Spenden,
Zu freiem Brauch, wie sie's in Freiheit thut.

So reich begabt, um wiederum zu geben,
O schöner Geizhals, suche doch Gewinnst!
Denn vom Vermögen kannst du doch nicht *leben*,
Wenn deinen Schatz du hütest *unverzinst*.

Verbleibst du selbst dein einz'ger Handelskunde,
So muß dein Reichthum rasch in sich zerfließen;
Wie willst du dann in deiner letzten Stunde
Dein Buch mit nennenswerthem *Haben* schließen?

Was, ungebraucht, mit dir zu Staub verdorrt,
Das lebt, gebraucht, in deinem Erben fort.

V.

Mit zartem Fleiße woben Stund' um Stunde
Den Anmuthsstoff zum staunenswerthen Kleide,
Doch rastlos richten diese Augenweide
Die Weber selbst auch wiederum zu Grunde.

Den Sommer jagt in ungestümer Hast
In's Grab zum starren Winter hin die Zeit;
Da stockt der Saft im blätterlosen Ast,
Der Baum wird kahl und aller Schmuck verschneit.

Dann wäre spurlos mit der Blüthen Fall
Des Sommers Angedenken eingegruftet,
Umschlösse nicht ein Kerker von Krystall
Als Elixier, was in der Blüthe duftet.

So schwindet zwar, indem die Welt vereis't,
Der Blume Form, doch lebt der Blumengeist.

* * *

VI.

So laß denn deinen Sommer nicht verschnei'n,
Eh' Du geläutert bist und aufbewahrt.
Den Schatz der Schönheit lege sicher ein,
In ein Gefäß ergieße deine Art.

Sich so verwerthen, das ist unverwehrt;
Beseeligt, wer die Zinsen zahlen muß!
So würde dir ein zweites Ich bescheert
Und — wären's zehn gar — zehnfach dein Genuß.

Verzehnfacht wäre deines Daseins Glück,
Wenn zehnmal sich dein Dasein dir erneute.
Auch scheidend blieb'st du lebensvoll zurück
Und dürftest fragen, was denn Tod bedeute.

Unsterblich sei! Laß deinen Trotz erschüttern,
Du bist zu schön, um nur den Wurm zu füttern.

VII.

Sieh, wenn im Osten hold das Taggestirn
Im Flammenschmuck dem Horizont entsteigt,
Wie huldigend ein Jeder dann die Stirn
Vor dieser jungen Pracht und Größe neigt.

Erklimmt die Sonne dann des Himmels Höh'n,
Scheint ihrer Jugend Manneskraft gepaart,
So staunt man immer noch, wie sie so schön,
Und folgt ihr auf der gold'nen Pilgerfahrt.

Doch rollt vom Höhenpunkt ihr Wagen matt,
Dem Greisenalter gleich, der Nacht entgegen,
So wenden sich die frommen Augen satt
Hinweg von ihren letzten Dämmerwegen.

Im Punkte deines Mittags stehst du schon
Und stürbest unbeachtet — ohne Sohn.

VIII.

Du selber bist Musik, und Dir benimmt
Musik die Lust? Liegt Süßes denn im Streit
Mit Süßem? Liebst du, was dich nur verstimmt?
Ist deine beste Lust vielleicht das Leid?

Wenn wohl vermählt in holdem Doppelklang
Ein Tonpaar schmerzlich deine Seele rührt,
Ein mildes Schelten ist's, daß dein Gesang
Vereinzelt keine zweite Stimme führt.

Horch, wie im Wechsel süßer Gattenlust
Die eine Saite mit der andern schwingt!
An Mann und Weib, die seelig, Brust an Brust,
Ein Kindlein herzen, mahnt, was jede singt.

Ihr wortlos wechselvolles Lied, was spricht's?
Es ruft dir zu: „Vereinzelt bist du Nichts."

IX.

Ist das dein Grund, vereinzelt zu verderben,
Daß dich die Thränen einer Wittwe dauern?
Ach, wenn du stürbest ohne einen Erben,
Als Wittwe würde dich die Welt betrauern.

Es flössen ihre Thränen ungestillt,
Daß Dein Gepräge nicht zurückgeblieben,
Wenn andre Wittwen ihres Gatten Bild
Im Blick und Antlitz ihrer Kinder lieben.

Was sonst ein Prasser in der Welt verschwendet,
Das bleibt der Welt, es wechselt nur den Ort;
Verpraßte Schönheit aber ist verendet
Auch für die Welt, wenn fruchtlos sie verdorrt.

Ein lieblos Herz nur läßt dich nicht erröthen
Vor dieser Schmach, dich selber so zu tödten.

* * *

X.

Noch leugnen willst du, daß du lieblos bist
Und dich berufen auf der Freunde Menge?
Wer so wie Du sich selber ganz vergißt,
Ist überführt, daß er an Keinem hänge.

Des Hasses Dämon scheint in Dir zu walten,
Du kannst dich ruchlos gegen Dich verschwören!
Du sollst erneut dein schönes Haus erhalten,
Dein Trachten aber ist, es zu zerstören.

Bekehre dich und mich zu bessrer Meinung,
Daß Haß nicht schöner als die Liebe wohne.
Sei hold wie deine jetzige Erscheinung,
Liebreich zum Wenigsten dein Selbst verschone.

Daß mich du lieb hast für bewiesen gilt,
Erst wenn du dir erzeugst ein Ebenbild.

XI.

Dem Welken hält dein Wachsthum stets die Waage
Im Sprößling, den dein Wesen abgezweigt;
Gib aus vom Blute deiner Jugendtage,
Du nimmst es ein, wenn deine Jugend weicht.

Nur so wird Weisheit, Schönheit forterworben,
Vermieden Alter, Thorheit, Untergang.
Die Welt ist wüst, die Menschheit ausgestorben,
Denkt sie wie Du nur sechzig Jahre lang.

Was rauh und häßlich, sterbe sonder Frucht,
Denn die Natur bestimmt es nicht zur Zucht.

Doch Dich bedachte sie ganz unvergleichlich;
So sei des Reichthums froh und spende reichlich.

Zum Stempel schnitt sie dich, der Dauer wegen,
Mit Deinem Bilde mehrere zu prägen.

XII.

Belausch' ich's, wie die Uhr in ihre Theilchen
Die Zeit zertickt, in grause Nacht versinkt
Der holde Tag, reizlos verwelkt das Veilchen,
Durch schwarze Locken weißes Silber blinkt,

Der hohe Baum, der Sonnenschirm der Heerde,
Entblättert steht, die grüne Sommerfarbe
Der Flur verblaßt, wie bald der Schmuck der Erde
Geschnitten wird und aufgebahrt als Garbe:

Dann muß ich Rechenschaft von dir begehren.
Wenn alle Huld und Schönheit rasch verbleicht,
Wenn Jedes sinkt, so schnell ein Andres steigt: —
Darf deine Schönheit auch die Zeit verheeren?

Sie mäht auch Dich. Vor ihrem Sichelschwung
Ist Saat uns siegende Vertheidigung.

XIII.

Bist Du dein eigen? Theurer Freund, es gilt
Dies Eigenthum doch nur für dieses Leben.
Darum bereite dich, dein holdes Bild
Bei Zeiten einem Andern abzugeben.

Dann ist die Schönheit, die du trägst zu Lehen,
Vor Heimfall sicher, und dein Wesen bleibt
Lebendig, wenn du stirbst; es wird bestehen
Im ähnlich holden Sprößling, den es treibt.

Wer ließe wohl ein stattlich Haus verfallen?
Ein Schlemmer nur. Der wackre, gute Wirth
Beschirmt mit wetterdichtem Dach die Hallen,
Bevor mit Eis der Sturmwind draußen klirrt.

Kurz, Freund, du nanntest einen Vater dein,
Und sollst der Vater eines Sohnes sein.

XIV.

Nicht aus den Sternen deut' ich das Geschick,
Und glaube doch ein Astronom zu sein,
Doch nicht um Unheil oder gutes Glück,
Unwetter, Mißwachs, Pest zu prophezei'n.

Nicht auf Minuten weiß ich Regen, Schnee
Vorherzusagen, noch den Lauf der Winde,
Noch auch der Fürstenhäuser Wohl und Weh,
Nach Zeichen, die ich hoch am Himmel finde.

Doch deine Augen sind die treuen Sterne,
Aus denen ich dies Eine sicher lerne:

Daß Treu' und Schönheit in lebend'gem Bunde
Bestehen, wucherst du mit deinem Pfunde;

Sonst stell' ich dir das Horoscop, daß Beiden
Ihr Ziel und Ende droht bei Deinem Scheiden.

* * *

XV.

Erwäg' ich daß nur eine kleine Frist
Was wird und wächst auf seiner Höhe bleibt,
Daß eine Schaustatt nur der Erdkreis ist,
Auf der das Spiel der Zug der Sterne treibt;

Gewahr' ich, wie den Menschen pflanzenhaft
Derselbe Himmel hebt und niederbeugt —
Der üppige Zweig verdorrt als hoher Schaft
Bis nichts die Jugendstärke mehr bezeugt —:

So ruft dein Bild in reichster Jugendpracht
Mir dieser stäte Unbestand in Sicht;
Verwüstend seh' ich drin die Zeit erpicht
Zu wandeln deinen Tag in trübe Nacht,

Und meine Lieb' ergänzt mit neuem Laub,
Der Zeit den Krieg erklärend, ihren Raub.

* * *

XVI.

Weshalb nur willst du nicht mit eigner Stärke
Der blutigen Tyrannin dich erwehren?
Warum nicht bau'n weit bessre Festungswerke,
Als meine armen Reime sie gewähren?

Dein Frühling gipfelt und mit Freuden trüge
Dir manches Mädchens unbepflanzter Garten
Die Knospen, welche treuer deine Züge
Als ein gemaltes Konterfei bewahrten.

Des Lebens Bildniß würde nachgestalten
Das Leben selber; denn es kann ja weder
Die Schönheit ganz noch deinen Werth erhalten
Ein Malerpinsel oder meine Feder.

So gib dich aus denn, um dich aufzusparen;
Laß eigne Kunst Dein Lebensbild bewahren.

* * *

XVII.

Enthielte deinen ganzen Werth mein Lied,
Wie sollt' es Glauben von der Zukunft hoffen?
Dem Grabmal gleicht's: was einst gelebt, entzieht
Dem Blick ein Bild, zur Hälfte kaum getroffen.

Könnt' ich die Schönheit deiner Augen schreiben,
Mit Sylbenmaßen deine Anmuth messen, —
„Hört, hieß' es, hört den Dichter übertreiben!
Kein Antlitz hat den Himmelsglanz besessen."

Als greise Schwätzer würde man verspotten
Die Blätter hier, vom Alter gelb gebeizt;
Dann heißt dein Recht „poetische Marotten,
Zum Schmeichelvers bombastisch aufgespreizt."

O daß ein Kind das Schicksal dir beschiede!
Bestätigt lebtest du in meinem Liede.

XVIII.

Ob ich den Sommertag vergleichbar finde
Mit deiner Milde, deiner Huldgestalt?
Ach, auch im Mai zerstören rauhe Winde
Den Knospenschmuck, der Sommer stirbt so bald!

Jetzt flammt des Himmels Auge auf die Flur
Zu heiß herab, und jetzt in mattem Schein,
Und alles Schöne büßt an Schönheit ein
Im Zufallsspiel, im Wechsel der Natur.

Doch nimmer soll dein Sommerglanz ermatten,
Nie dir die Schönheit, die dich schmückt, entgleiten,
Nie prahlerisch der Tod auch dich verschatten;
In ew'gen Zeilen wachse durch die Zeiten.

So lang' ein Athem geht, ein Auge sieht,
Belebt auch dich mein lebensvolles Lied.

XIX.

Mit Löwentatzen schwelge im Zerreißen
Und laß die Erde schlingen ihre Brut;
Vom Tiger borge dir den Zahn zum Beißen,
Den Phönix äschre ein im eignen Blut;

Schnellfüß'ge Zeit! Laß, wie es dir behagt,
Die weite Welt mit jeder süßen Frucht
In Leid und Lust verwehn vor deiner Flucht;
Nur ein Verbrechen sei dir untersagt:

Die Stirn des Freundes dürfen deine Stunden
Mit ihrer Furchenhandschrift nicht verwunden.

Heb ihn, unangewelkt von deinem Lauf,
Der Nachwelt als ein Schönheitsmuster auf.

Doch nein! — Du magst in ärgster Weise schalten,
Doch ewig jung soll ihn mein Lied erhalten.

XX.

Geliebter — Mann, dir malte eigenhändig
Natur ein Frauenantlitz. Weiblich zart
Ist auch dein Herz, doch weder unbeständig,
Noch launenhaft nach falscher Frauen Art.

Dein Auge strahlt so treu und doch so prächtig,
Sein Blick vergoldet jeden Gegenstand;
Von Farb' ein Mann, doch aller Farben mächtig,
Gewinnst du Männer, hältst du Frau'n gebannt.

Ein Weib gedachte die Natur zu schaffen —
Da mußte sie sich selbst in dich vergaffen;

Du wurdest Mann und gingst für mich verloren,
Mit einem Mehr zur Frauenlust geboren.

Gehöre denn, weil ich dich theilen muß,
In Liebe mir, den Frauen im Genuß.

XXI.

Ich halt' es nicht mit jenen Afterdichtern,
Die, wenn sie reimen, Schönheitsschminke schreiben,
Verschwenderisch mit tausend Himmelslichtern
Zur Zierrath alle Zierden übertreiben.

Was nur das Firmament in allen Reichen
Umschlossen hält mit seinem weiten Saum,
Mond, Sonne, Erde, Blüthen, Meeresschaum
Verquicken sie zu schwülstigen Vergleichen.

Die wahre Liebe dichtet wahr und schlicht.
So glaubt ihr denn. Mein Liebster ist so schön
Als irgend einer Mutter Kind, doch nicht
Vergleichbar einem Stern in Himmelshöhn.

Wer Marktruhm sucht, der mal' in's Wunderbare,
Ich prahle nicht, mein Lied ist keine Waare.

XXII.

Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht
So lang' in Dir die Jugend selber blüht;
Doch zeigt mir Altersspuren dein Gesicht,
Dann schleicht mir Todesahnung in's Gemüth.

Was dich umkleidet mit der Schönheit Zier,
Das ist nur meines Herzens Wiederschein.
Dies wohnt in deiner Brust wie deins in mir.
Wenn dem so ist, wie kann ich älter sein?

So nimm dich denn, Geliebter, wohl in Acht;
Ich will es auch thun, einzig deinetwegen,
Und wie die Amme treu das Kind bewacht,
In meiner Brust dein Herz beschirmen, pflegen.

Laß nicht, auf deines rechnend, meins erkalten,
Du gabst mir deins, es ewig zu behalten.

XXIII.

Wie Stümper auf der Bühne ihre Rolle
Aus Furcht vergessen; wie, wenn Leidenschaft
Sich überstürzt in allzuwildem Grolle,
Zur Schwäche wird ein Uebermaß von Kraft:

So läßt mich bange Scheu das Wort nicht finden,
Das meiner Liebe voller Ausdruck wäre.
Der Mund verstummt; — so scheint ihr Wachsthum — Schwinden
Und meines Herzens Ueberfüllung — Leere.

Doch meine Dichtung thut beredt und frank,
Ob lautlos auch, des Herzens Sprache kund
Und sucht als Liebesanwalt Liebesdank;
Mehr ist, mehr sagt sie mehr als dieser Mund.

Erlausche was das stumme Herz geschrieben;
Denn hören lernt das Auge, wenn wir lieben.

XXIV.

Mein Auge stach in meines Herzens Platten
Dein schönes Bild; mein Körper ist der Rahmen.
Durchsichtig hebt sich's ab in Licht und Schatten
Wie nur ein Stich vom besten Ruf und Namen.

Nur durch den Künstler schaust du tief hinein
In seine Kunst und siehst du dein Gesicht
Bewahrt in meines Herzens Kämmerlein,
Und dies empfängt von deinen Augen Licht.

Wie Dienst zum Gegendienst die Augen fügen!
Meins schuf dein Bild und deins ist meiner Brust
Ein Fenster, das der Sonnenstrahl in Lust
Durchlugt um auszuruhn auf Deinen Zügen.

Ein Reiz nur muß der Kunst der Augen fehlen:
Sie malen was sie schau'n, doch nicht die Seelen.

XXV.

Wem in die Wiege schien des Glückes Stern,
Der schwelg' in Ehren, treibe Titeltand;
Mich hielt mein Schicksal solchem Glanze fern,
Mein Glück genieß' ich still und unbekannt.

Der Fürstengünstling spreizt die stolzen Blätter
Gleichwie im Sonnenschein die Ringelblume:
Ein finstrer Blick des Zorns, ein stürmisch Wetter —
Begraben liegt sein Glück mit seinem Ruhme.

Der Schlachtenheld, der nur ein einzig Mal
Nach hundert Kämpfen einem Feind gewichen,
Vergessen sieht er seiner Siege Zahl
Und sich im Buch der Ehren ausgestrichen.

Wohl mir! Ich bin geliebt und weiß zu lieben;
Mich treibt's nicht fort, noch werd' ich je vertrieben.

XXVI.

Fürst meiner Liebe, dem ich unterthan,
Du machtest mich durch deinen Werth dein eigen.
Laß die Gesandtschaft meiner Lieder nah'n,
Dir Treu' und Pflicht, nicht meinen Witz bezeigen.

Wie kann für eine Pflicht von solcher Größe
Mein armer Witz ein würdig Hofkleid schneiden?
Mein Hoffen sagt: Dein Geist wird ihre Blöße
Aus seinem reichen Vorrath gern bekleiden.

Doch strahlt mein Schicksalsstern des Glückes Licht
Mir einst herab, das mir ein Ehrenkleid
Zum Schmuck der bettelarmen Liebe leiht,
Dann tret' ich würdig vor dein Angesicht,

Dann will ich meine Liebe stolz entdecken, —
Bis dann — mein Haupt, wo du mich prüfst, verstecken.

XXVII.

Wenn müde von des Tages Last und Wegen
Auf's Lager endlich meine Glieder sanken,
Beginnt im Kopfe sich der Geist zu regen,
Hinaus auf Reisen ziehen die Gedanken.

Sie treten an aus meiner weiten Ferne
Zu dir die inbrunstvolle Pilgerfahrt
Und offen schau'n die müden Augensterne
Die Finsterniß, wie Blindheit sie gewahrt.

Doch mitten in das schauerliche Dunkel
Die Seele dann dein holdes Bildniß malt,
Das, jugendschön, wie leuchtender Karfunkel
Die schwarze Nacht, die alte Nacht durchstrahlt.

So ringt mein Tag, mich deiner werth zu machen,
So muß die Nacht mein Geist für dich durchwachen.

XXVIII.

Wie soll sich heiter meine Stirn entfalten,
Wenn mir des Schlummers holde Labung fehlt,
Die Nacht nicht lindert, was ich ausgehalten
Im Tageskampf, wenn Tag wie Nacht mich quält?

Geschworne Feinde, — sind sie dennoch einig
Zu meiner Pein. Der Eine läßt mich ringen,
Die Andre klagen. Was uns trennt, bewein' ich;
Mein Handwerk kann mich dir nicht näher bringen.

Dem Tage geb' ich schmeichelnd ein Versprechen
Auf Schmuck durch dich, wenn Wolken ihn verdunkeln,
Der Nacht gelob ich, um sie zu bestechen,
Du werdest sie als goldner Stern durchfunkeln.

Doch täglich dehnt der Tag die Sorgen länger
Und nächtlich macht die Nacht mein Bangen bänger.

XXIX.

Wenn ich nach Trost für mein verachtet Loos,
Für meines Standes Schimpf in Thränen suche,
Zum tauben Himmel schreie hoffnungslos,
Mich selbst betrachtend mein Geschick verfluche

Und Anderen ihr hoffnungreiches Leben,
Ihr Aussehn, ihren Freundeskreis beneide,
Dem seine Kunst und dem sein thätig Streben,
Mir aber meine beste Lust verleide,

So komm' ich mir beinah verworfen vor.
Dann — denk ich Dein — und wie die Lerche singt,
Wenn sie dem Staub im Frühroth sich entschwingt,
So jauchzt mein Geist am offnen Himmelsthor.

In deiner Liebe bin ich reich und groß
Und tausche nicht mit eines Königs Loos.

XXX.

Beruf ich vor die Schranken meiner Brust
Erinnerungen hingeschwundner Tage,
So seufz' ich auf um schmerzlichen Verlust
Und altes Leid erwacht zu neuer Klage.

Mein Auge strömt von ungewohnten Thränen
Um Freunde, fern in Todesfinsterniß;
Vergessne Liebe ruft mit frischem Sehnen
Herauf erloschner Bilder Schattenriß.

Was längst durchduldet muß ich nochmals dulden,
Die Summe ziehn von meines Lebens Qualen,
Die viel beseufzte Rechnung meiner Schulden
Wie nichtbezahlt zum zweiten Mal bezahlen.

Dann denk ich dein, o Freund, und ausgeglichen
Ist mein Verlust, die Sorgen sind entwichen.

* * *

XXXI.

Nein, meine Theuern wurden nicht begraben,
Sie sind nicht todt, sie sind nur aufgespart;
Denn deine Brust hält jedes Herz verwahrt,
Das ich geliebt, mit allen seinen Gaben.

Es war ein Umzug nur, was mich erschreckt
Und sie, für die der fromme Todtenzoll
Der Thränen oft aus meinen Augen quoll,
Sie halten sich in Dir, o Freund, versteckt.

Du bist das Grab, in dem die Theuern liegen,
In Dir bestattet blieben sie am Leben;
Dich haben sie geschmückt mit ihren Siegen,
Dir Jeder seinen Theil von mir gegeben;

Du bist der lieben Bilder Allverein
Und Du-sie-Alle hast mich allall dein.

XXXII.

Wenn Du noch lebst, nachdem ich lebenssatt
Hinunter in den Staub des Todes schied,
So reicht dir wohl ein Zufall dieses Blatt;
Lies nochmals dann mein kunstlos armes Lied.

Vergleich' es mit der fortgeschrittnen Kunst
Und heb' es auf als Liebesangedenken,
Wenn andern Dichtern Glück und Musengunst
Weit bessre Reime als die meinen schenken.

O sprächst du dann: „Wenn meines Freundes Reim
Gewachsen wäre mit der Zeiten Gange,
Entfaltet hätte dieser Liebe Keim
Dann Dichtungsblüthen wohl vom ersten Range.

Er starb, und überholt ist was er schrieb,
Doch nimmer hat ein Dichter mich so lieb."

Zweites Buch.

XXXIII.

Schon manchen Morgen sah ich glorreich glühn,
Mit stolzem Glanz die Bergeshäupter schmücken,
Bestreun mit rothem Licht der Wiesen Grün
Und Silberströme golden überbrücken,

Um gleich darauf mit finstern Wolkenzügen
Sein Himmelsantlitz häßlich zu beflecken,
Es hinter Schleiern völlig zu verstecken
Und sich gen Abend ruhmlos fortzulügen.

So hat auch mir ein Morgensonnenschein
Die Stirn umstrahlt in lichter Siegesfeier;
Doch ach, er blieb nur eine Stunde mein,
Die Sonne hüllte sich in Wolkenschleier.

Doch zürnen darf darum die Liebe nicht,
Denn Flecken trüben selbst der Sonne Licht.

* * *

XXXIV.

Du hattest mir den schönsten Tag versprochen
Und ohne Mantel bin ich aufgebrochen.
Auf halbem Weg hat mich dein Licht verlassen,
Ich ward ereilt von finstern Wolkenmassen.

Genügt es nun, die Wolken zu verjagen,
Den Guß zu trocknen, der die Stirn geschlagen? —
Als ob schon das den Ruhm des Arztes mehre,
Wenn er die Wunden heilt und nicht die Ehre!

Du kannst dich schämen, deine That bereuen,
Doch nicht, was ich dadurch verlor, erneuen.
Des Kränkers Kummer kann uns wenig frommen,
Wird uns der Kränkung Kreuz nicht abgenommen.

Allein — du weinst — und Perlen sind die Zähren
Die reiche Sühnung jeder Schuld gewähren.

XXXV.

Nicht länger hege nun Gewissensbisse,
Denn Dornen hat die Rose, trüben Schlamm
Der klarste Quell, die Sonne — Finsternisse,
In schönster Knospe hausen Wurm und Schwamm.

Ein Jeder fehlt. Ich will mich selbst bestechen;
Mein Anwaltseifer überwiegt die Sünde,
Die Du begingst, und schöpft aus Bildern Gründe,
Sogar in diesem Fall dich frei zu sprechen.

So muß ich denn mit mir Proceß beginnen
Und, ich, dein Gegner, als dein Advokat
Entschuld'gung deiner Sinnenschuld ersinnen;
In solchem Aufruhr ist mein Herzens=Staat,

Daß ich dem süßen Dieb noch helfe hehlen,
Der sich erkühnt, mich schmerzlich zu bestehlen.

XXXVI.

Geschieden bleiben müssen wir im Leben
Trotz unsrer Seelen innigem Verein;
Nicht helfen darfst du mir, ich muß allein
Die Makel tragen, welche an mir kleben.

In unsrer Liebe sind wir treu verbunden,
Durch unser Leben klafft ein dunkler Spalt;
Die Herzen macht die Trennung nimmer kalt,
Doch stiehlt sie dem Genuß die schönsten Stunden.

Ich werde dich nicht überall erkennen,
Um dich mit meiner Schmach nicht anzustecken;
Noch darfst du deinen guten Ruf beflecken
Und vor der Welt auch deinen Freund mich nennen.

Vermeide das. Dein ungetrübter Ruhm
Ist meiner Liebe schönstes Eigenthum.

XXXVII.

Wie seelig auf den jugendstarken Sohn
Als alterschwacher Greis der Vater blickt,
Bist du mein Trost bei diesem Schicksalshohn,
Der meine besten Kräfte lähmt und knickt.

Ob Schönheit, Reichthum, Herkunft oder Witz,
Ob dieser Eigenschaften Allverein
Dein Bestes ist, — dein glänzender Besitz,
Durch meine Liebe wird er völlig mein.

Nicht arm und lahm und nicht verachtet bin ich,
Dein Schatten hat mir Wesenheit gegeben,
An einem Theile deines Ruhms gewinn' ich
Genug für mich, um immerdar zu leben.

Mein Wunsch ist nur, daß Dich das Beste schmücke.
Er ist erhört. Was gliche meinem Glücke?

XXXVIII.

Wie sollt' es mir an Stoff zu Liedern fehlen,
Weil Du noch athmest, meinem Vers dein Wesen
Als einen Stoff und Inhalt zu vermählen,
Der viel zu köstlich ist zum Alltagslesen.

Dir selber danke wenn auf Lesenswerthes
Dein Auge stößt in dem was ich gedichtet,
Denn auch ein Stümper schriebe kaum Verkehrtes
Wo dein Erfinden ihm den Pfad gelichtet.

Du zehnte Muse, zehnmal so viel Stärke
Beweis' als jene neun der Dichterlinge,
Auf daß, wer deine Gunst zu seinem Werke
Erfleht, unsterblich hohe Lieder singe.

Wenn meins der anspruchsvollen Zeit gefällt
Sei mein die Mühe, dein das Lob der Welt.

XXXIX.

Wie soll ich würdig deinen Werth besingen,
Wenn Du der beste Theil nur bist von mir?
Und was vermag mein Lob mir zuzubringen?
Mein eigen ist ja, was ich preis' an Dir.

Deßwegen schon laß uns geschieden leben.
Wenn unsre Liebe nicht den Namen führt,
Nur Eins zu sein, vermag ich dir zu geben
Kraft dieser Scheidung was nur dir gebührt.

O Trennung, unerträglich qualvoll wärst du
Wenn kein Gedenken trauter Zeit uns bliebe;
Doch süße Muß' in bittrer Frist gewährst du
Dem zeit= und weltvergessnen Traum der Liebe,

In dem ich, einsam, doch zu zweit sein lerne,
Dein Bild verschönt herholend aus der Ferne.

XL.

Sogar mein Liebchen magst Du mir entreißen!
Hast Du dann mehr als du gehabt zuvor?
Kann dein Gewinn dann ächte Liebe heißen?
Was mein, war dein eh' ich's an dich verlor.

Wenn meinetwegen dich mein Schätzchen lockt,
So liebst du mich dabei — wie könnt' ich schmollen!
Doch schelt ich, wenn dich Laune nur verstockt,
Was Du nicht wollen würdest, doch zu wollen.

Des Hasses Frevel macht uns minder Qual
Als eine unbedachte That der Liebe;
Und doch vergeb' ich nun dem trauten Diebe,
Der meiner Armuth noch ihr Letztes stahl.

Du holder Wildfang, den selbst Fehler — zieren,
Laß mich mein Leben — nie dein Herz verlieren.

* * *

XLI.

Du lebst leichthin, nicht eben makellos,
Nicht stets ist dir mein Angedenken heilig;
Doch — du bist schön und die Verführung groß —
In deinen Jahren find' ich das verzeihlich.

Wer liebenswerth ist, läßt sich leicht gewinnen,
Ein schöner Mann ist der Verführung Ziel;
Wie kann ein Weibgeborner kalt entrinnen,
Wenn ihn ein Weib umstrickt, bevor er fiel?

Und dennoch solltest Du dich widersetzen
Dem Aufruhr, den in Dir die Jugend schürte
Mit deiner Schönheit, bis sie dich verführte,
Zwiefache Pflicht der Treue zu verletzen:

Die ihrige, wenn du sie mir entwendest,
Die deine, wenn du dich an sie — verschwendest.

* * *

XLII.

Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz,
So sehr ich sie geliebt, ich darf es sagen;
Daß sie Dich hat, das schneidet mir in's Herz,
Das muß ich als den Hauptverlust beklagen.

Bemänteln, Frevler, will ich eure Sünden:
Du liebst sie, weil du meine Liebe kanntest,
Und mich betrügend gab's aus gleichen Gründen
Sie zu, daß Du, mein Freund, für sie entbranntest.

Mein Lieb gewinnt, wenn ich Verlust erleide,
Was ich an ihr verlor, hast Du — gefunden;
Ihr — findet euch und ich verlier euch Beide; —
Nur mir zu Liebe schluget ihr mir Wunden.

Hier liegt das Glück: Eins sind mein Freund und Ich;
O Schmeicheltrost — so liebt sie doch nur mich.

XLIII.

Am Besten sieht mein Auge zugemacht;
Bei Tage muß es haften am Gemeinen,
Doch schlaf' ich ein, so läßt der Traum der Nacht
Dein holdes Bild auf dunkelm Grund erscheinen.

Wenn schon dein Schatten Glanz den Schatten leiht
Und so vor Augen, die nicht sehen, strahlt,
Was ist erst dieses Schattens Wesenheit,
Wenn Farb' und Form der volle Tag ihm malt?

Wenn schon bei Nacht so süß dein Schattenriß
Mein blindes Auge labt als Traumgesicht,
So wär' es Augenseligkeit gewiß,
Dich anzuschau'n im vollen Tageslicht.

Nacht ist der Tag, der fern von dir mich säumen läßt
Und Tag die Nacht, wenn sie von dir mich träumen läßt.

XLIV.

Mein träges Fleisch, o wärst du doch Gedanke!
Entfernung hätte keine Hemmgewalt,
Mein Wunsch, befreit von jeder Raumesschranke,
Versetzte mich an seinen Aufenthalt.

Verweilt mein Freund am andern Erdenrande,
Was ficht es mich noch an? Den Ort nur denk' ich —
Im Nu dahin, weit über Meer und Lande
Springt der Gedanke wundersam gelenkig.

O Qualgedanke, daß des Denkens Flucht
Versagt mir blieb! Zu viel von meinen Theilen
Ist Erd und Wasser, deren träge Wucht
Mein Sehnen schmerzlich bannt in Zeit und Meilen.

Dies Elementenpaar der trüben Schwere,
Was gab es mir? — Sein Sinnbild nur: die Zähre.

* * *

XLV.

Doch Luft und lichte Gluth, das andre Paar,
Sind stets bei Dir; denn Dich nur sucht in Eile
Mein Denken, mein Verlangen immerdar,
An welchem Ort mein ander Halb auch weile.

Sind so zu Dir nach fernen Erdengürteln
Die leichten Liebesboten abgereist,
So muß ich leben mit zwei schlechten Vierteln
Und Todesschwermuth überfällt den Geist,

Bis der Gesandtschaft Wiederkehr erneuert
Des viergetheilten Lebens Vollbestand
Und Freude bringt, indem sie mir betheuert,
Daß sie den Freund gesund und blühend fand.

Doch allzubald nur wieder bang beklommen
Schick' ich sie fort von wannen sie gekommen.

XLVI.

In Fehde liegen deines Bildes wegen
Mein Aug' und Herz. Jens möchte durch Verschluß
Dem Bilde seinen Weg in's Herz verlegen,
Und dies mißgönnt dem Auge Vorgenuß.

Das Herz als Kläger sagt: „Es liegt bewahrt
In meinem fensterlosen Kämmerlein."
„O nein! versetzt darauf sein Gegenpart,
In mir zuerst entsteht sein schöner Schein."

Als die Geschwornen sitzen in den Schranken
Des Herzens Lehensleute, die Gedanken.

Ihr Wahrspruch schlichtet dieses Wortgefecht
Nach Augenpflichttheil und nach Herzensrecht:

„Das Auge nehme seines Anblicks Zoll,
Das Herz, wovon sein liebend Herze voll."

* * *

XLVII.

Nun haben Herz und Auge sich vereinigt
Und jedes stillt des anderen Verlangen
Wenn dies der Durst nach einem Blicke peinigt,
Wenn jens vergeht vor heißem Liebesbangen.

Kaum daß dein Bild des Auges Rahmen faßt
So wird das Herz dazu hinaufgebeten,
Vom Herzen Antheil seines Glücks dem Gast,
Dem Aug', als Traumerscheinung abgetreten.

So bleibst du stets als Schauen und Empfinden
In meiner Gegenwart, wie fern du sei'st.
Wohin du ziehst, du kannst mir nicht verschwinden,
Ist er bei sich, ist auch bei Dir mein Geist.

Und schläft er ein, so schwelgen aufgewacht
Mein Aug' und Herz in deines Bildes Pracht.

XLVIII.

Wie sorgsam pflegt' ich auch die kleinsten Dinge
Sobald ich ausging sicher zu verschließen,
Daß keine falsche Hand sich unterfinge
Mein Eigenthum verstohlen zu genießen.

Doch dich, mein Kleinod, meinen Schatz und Hort,
Dich besten Trost und — höchsten Kummer heute,
Dich that ich nicht an einen sichern Ort, —
Gemeinen Dieben wirst du nun zur Beute.

Dich einzuriegeln hab' ich nicht gewußt,
Du bist nur wo du nicht bist aufgenommen:
Ich fühle dich im Schatzgemach der Brust,
Doch nach Belieben darfst du gehn und kommen,

So daß auch hier sogar ich Diebe scheue;
Denn solch' ein Schatz macht diebisch selbst die Treue.

XLIX.

Für jene Zeit, wenn jemals diese Zeit
Erscheint, wo meine Fehler dich verdrießen,
Wo du mir zahlst gemessne Höflichkeit
Um so der Liebe Rechnung abzuschließen;

Für jene Zeit, wo du mir fremd und kühl
Vorübergehst, dein Blick mich kaum begrüßt,
Wo du, an Gründen reich, arm an Gefühl,
Darthust, warum dein Herz ich eingebüßt;

Für jene Zeit schon jetzt mich vorzusehn
Bekenn' ich meinen Unwerth frei und offen;
Ich selber muß auf deiner Seite stehn,
Vom strengen Rechte hab' ich nichts zu hoffen.

Ein Grund, daß du mich liebst, ist nicht zu fassen,
Du hast das Recht mich Armen zu verlassen.

L.

Der krummen Straße folgt mein träger Ritt,
Mein Ziel ist Heimkehr nur, — was soll ich eilen?
In Muße rech'n ich's aus nach jedem Schritt:
Nun trennt vom Freund mich diese Zahl von Meilen.

Verdrossen tappt mein Gaul wie wenn er hinkt
Weil er in mir auch meines Kummers Last
Noch tragen muß, als merke sein Instinct,
Sein Reiter hasse, fort von Dir, die Hast.

Zuweilen regt sich dann in mir der Zorn,
Von meiner Ferse bluten seine Seiten; —
Er stöhnt, anstatt geschwinder auszuschreiten,
Was mehr mich schmerzt als ihn der blut'ge Sporn;

Denn dieser Klagelaut macht mir's bewußt:
Vor mir liegt Schmerz und hinter mir die Lust.

* * *

LI.

So hat die Liebe Nachsicht mit dem Schleichen
Des trägen Thieres auf dem Wege her,
Denn mit verhängtem Zügel auszustreichen
Ist nutzlos bis zu meiner Wiederkehr.

Doch wie soll dann der Gaul Verzeihung finden?
Dann ist der schnellste Lauf nicht schnell genug,
Dann würd' ich spornen, ritt' ich auch auf Winden,
Dann schiene mir des Vogels Flug Verzug.

Kein Renner nimmt's mit meiner Sehnsucht auf;
Drum eile sie, die Flamme sonder Schwere,
Dem Fleisch und Bein voran im Sturmeslauf;
Die Liebe selbst entschuldigt meine Mähre:

Weil von dir fort sie mich verdrossen trug
Geh zu dir hin — sie — Schritt, ich selbst im Flug.

LII.

Nicht stündlich greift ein Reicher nach den Schlüsseln
Des Schatzgemachs, wo Gold- und Silberschüsseln
Aus vollen Truhen ihm entgegenblitzen,
Sonst stumpft er ab der seltnen Freude Spitzen.

Nur weil sich's sparsam auf des Jahres Länge
Vertheilt, erhebt, ergreift uns Festgepränge;
Nur einsamgroß gewährt uns Augenweide
Der Mitteldiamant im Halsgeschmeide.

Du liegst, mein Kleinod, in der Truhe Zeit,
Du bist mein wohlverschlossnes Feierkleid,
Mein stolzer Schmuck, den ich verborgen halte
Und nur zum höchsten Lebensfest entfalte.

Ich segne Dich. Triumph ist's, dich zu haben;
Dich missen heißt an Hoffnungsglück mich laben.

LIII.

Sonst hat ein Jeder seinen Schatten nur,
Doch tausend fremde bilden dein Geleit.
Aus welchen Stoffen web dich die Natur,
Daß jeder Schatten Wesen dir entleiht?

Adonis schildre — dürftig nachgemacht
Ist Dir sein Bild. Es male Meisterhand
Uns Helena in voller Schönheitspracht —
Wen sieht man? — Dich, in griechischem Gewand.

Vom Frühling sprich, vom Herbstesüberfluß: —
Von deiner Schönheit nur, von deiner Milde
Die Schatten sind's und alles Gute muß
Sich einen Zug entborgen deinem Bilde.

Etwas von Dir hat jeder Anmuthsschein,
Ein Herz, getreu wie Deins, Du ganz allein.

LIV.

Wie wird die Schönheit wunderbar verklärt
Zur höchsten Huld durch ächten innern Werth!
Was hat gekrönt der Rose Schönheitsruhm?
Ihr süßer Duft, ihr bestes Eigenthum.

Nicht minder gluthvoll blüht der Hagedorn
Mit gleichen Blättern, gleichem Stachelsporn;
Doch ob der Sommer ihn in gleicher Menge
Mit Knospen schmückt — es ist nur Schaugepränge.

Sie leben ungeliebt und welken ab,
Verweht, vergessen sinken sie in's Grab.
Die Rosenseele darf sich nicht verlieren,
Sie wird bewahrt in lautern Elixieren.

Wenn deinen Jugendschmuck die Zeit verheert
Bewahrt mein Lied geläutert deinen Werth.

* * *

LV.

Kein goldgeschmückter Fürstenmarmor soll
Das Leben meiner Lieder überdauern.
Hier bleibt dein Bildniß stehn, mehr strahlenvoll
Als altersgraue moosbedeckte Mauern.

Ein Steinbild wird der Krieg in Schutt versenken,
Der Aufruhr sprengt das festeste Gemäuer;
Doch ewig leben soll dein Angedenken
Und hier geborgen sein vor Schwert und Feuer.

Tod und Vergessenheit sollst Du durchschreiten
Mit deinem Ruhm; dein Name klinge laut
Hinüber zu der Nachwelt fernsten Zeiten
Bis einst der Erde jüngster Morgen graut.

Bis dann auch Du dich wirst vom Schlaf erheben
Sollst du den Liebenden im Liede leben.

LVI.

O Lieb', erneue deine Kraft! Dir darf
Sonst Eßlust gar den Vorrang streitig machen
Die sich für heute stillt, um frisch und scharf
Am nächsten Tage wieder zu erwachen.

So füll' auch du dein hungrig Auge heut
Mit Schau'n, bis müde sich die Lider schließen
Und laß es dennoch morgen gleich erfreut
Unabgestumpft dasselbe Bild genießen.

Die Zwischenzeit sei, was ein trennend Meer
Dem Brautpaar ist: Zum Strand auf jeder Seite
Gehn Beide täglich und die Wiederkehr
Ist Glück, unendlich wie des Wassers Breite.

Sie sei des Winters Darben und Entbehren,
Bestimmt, den Sommer zwiefach zu verklären.

LVII.

Ich bin dein Sklav und harre dienstbereit
Des Tag's, der Stunde, welche Du bestimmst
Und keine Pflicht macht kostbar meine Zeit
Bis Du in Anspruch meine Dienste nimmst.

Wie träg der Zeiger die Minuten mißt
Bis daß ich kommen darf, ich will nicht klagen
Noch denken an die bittre Trennungsfrist,
Wenn's dir gefiel, mir Lebewohl zu sagen,

Noch eifersüchtig forschen wo Du weilst
Und was Du treibst. Dein armer Sklave harrt
Und denkt an Eins nur: wie du Glück vertheilst
Dort, wo du bist, mit deiner Gegenwart.

Die Liebe redet, närrisch treu, sich ein:
„Thu was du willst, es kann nicht böse sein."

* * *

LVIII.

Verhüte Gott, daß ich in Rechnung trüge
Die Stunden, welche Du der Lust geweih't,
Ja, forschen sollte, was dich wohl vergnüge;
Du bist mein Herr und freier Herr der Zeit.

Du schwelgst in Freiheit. In der Trennung Haft
Muß ich, gehorsam, jeden Schmerz ertragen
Um in Geduld, wie tief die Wunde klafft,
Dich dennoch keines Frevels anzuklagen.

Wer dich auch warb — dein Freibrief geht so weit;
Nur dir allein gehören deine Stunden.
Thu' was du willst, wenn dir dein Herz verzeiht
Hat deine Schuld Begnadigung gefunden.

Stumm warten ist mein Dienst — ein Höllenamt, —
Doch deine Freuden laß' ich unverdammt.

LIX.

Wenn Alles das, was ist, schon einmal war,
Wie müssig sind des Hirns Erfindungswehen!
Ein Kind nur, das die Vorzeit schon gebar,
Muß nun in ihm zum zweitenmal entstehen.

O daß fünfhundertmal den Zirkelflug
Der Sonne rückwärts meine Kunde reichte,
Daß mir ein Blatt in einem alten Buch
Voll Runenschrift das Bild des Freundes zeigte!

Da läs' ich, was das Alterthum geschrieben
Vom Wunderwerke seiner Huldgestalt,
Ob es, ob wir darin zurückgeblieben,
Ob heut nur wieder gilt, was damals galt.

Doch nein. Der Dichterwitz des Alterthumes
Fand Minderwerthes würdig seines Ruhmes.

LX.

Gleichwie zum Kiesgestade hin die Wellen,
So drängen unsre Stunden hin zum Ziel;
Sogleich erfüllt sind die verlassnen Stellen
Und rastlos vorwärts ringt dies Folgespiel.

Geburt begrüßt des Lebens volles Licht
Und kriecht zur Reife; kaum hinaufgehoben
Erkennt sie, finstre Falten im Gesicht,
Wie bald die Zeit zertrennt, was sie gewoben.

Der Jugend holde Haltung knickt ihr Druck,
Sie furcht die glatte Stirn mit scharfem Stichel,
Ihr gilt als Heu der schönste Blüthenschmuck
Und alles Wachsthum wächst für ihre Sichel.

Doch deinen Werth trotz ihrer Grausamkeiten
Erhält mein Lied für ferne Hoffnungszeiten.

LXI.

Erhält auf dein Geheiß die Finsterniß
Mit deinem Bild mein müdes Auge wach?
Ahmt, mich zu necken, deinen Schattenriß
Die leere Luft auf deine Weisung nach?

Ist es dein Geist, den du hieher gesendet,
Mein Treiben zu belauschen als Spion,
Um, falls dein Freund in Muße sich verschwendet,
Ihm, wie du pflegst, mit deinem Zorn zu drohn?

Nein, deine Lieb' ist groß; doch nicht so groß.
Was hält mein Auge wach? Das liebevolle,
Das treue Herz, das ewig schlummerlos
Um deinetwillen spielt des Wächters Rolle.

Weswegen aber muß es wachend wandern?
Du wachst — mir fern — doch allzunah nur — Andern!

LXII.

Mein Aug' ist voll von sünd'ger Eigenliebe,
Die mich durchdrang in allen meinen Poren.
Kein Mittel gibt's, womit ich sie vertriebe,
Sie wurde meinem Herzen eingeboren.

Kein Antlitz dünkt mir schöner als das meine
Geformt aus Wahrheit nur vom höchsten Werth;
Mich für mich selbst ernenn' ich zum Wardeine
Der mich für unvermischtes Gold erklärt.

Doch zeigt mir dann der Spiegel meine Züge
Vergilbt, gefaltet, von der Zeit zerstört,
Dann seh' ich's ein, das Lob war eitle Lüge,
Das sich zu lieben solch ein Selbst bethört.

Du bist das Ich das mir so herrlich dünkte,
Mit dessen Frühling sich mein Winter schminkte.

LXIII.

Auch ihn erreicht einst was nun mich betrifft;
Die Hand der Zeit wird seinen Nacken beugen,
Sein Blut erkälten und mit Faltenschrift
Auf seiner Stirn der Jahre Zahl bezeugen.

Dem Jugendmorgen folgt die Altersnacht
Und Er, der König in der Schönheit Reichen
Sieht treulos mit dem Schatz der Frühlingspracht
Den letzten Unterthanen Reiz entweichen.

So will ich hier die Festungswälle thürmen
Die selbst des Alters Heer nicht unterfurcht;
Es mag die Schanzen deines Lebens stürmen,
Dein schönes Bild bleibt sicher eingeburgt.

Hier soll es stehn und ewig jung verweilen
In dieser Lieder ewig jungen Zeilen.

LXIV.

Ich sah, von grimmer Zeitenhand entstellt,
Was weiland stolz und prächtig war im Staube
Der Thürme hohen Zinnenschmuck gefällt,
Unsterblich Erz der Menschenwuth zum Raube.

Ich sah das Meer mit scharfem Wellenzahn
Sich weit hinein in's Reich der Feste nagen,
Das Festland wiederum vom Ocean
Vergeltung nehmen seiner Niederlagen.

Betracht' ich dieses Auf- und Niederschwanken
Bis mir Vergehn und Sein in Eins verschwimmt,
So schließen also die Verfallgedanken:
„Die Zeit kommt auch, die mir die Liebe nimmt!"

O Todesschmerz, daß mitten im Genuß
Ich künftigen Verlust beweinen muß!

* * *

LXV.

Wenn Erz und Stein, wenn Land und Meeresweiten
Besiegt sich beugen vor des Alters Kraft,
Wie soll erfolgreich mit der Riesin streiten
Der Schönheit Leben, zart und blumenhaft?

Was ist es denn? Ein süßer Sommerhauch.
Zermalmt nicht das Belag'rungsheer von Tagen
Ein Felsenbollwerk selbst zu Staub und Rauch
Und kann es nicht ein Thor von Stahl durchnagen?

Qualvolle Frage: wer ist stark genug
Die Zeit zu hemmen im beschwingten Flug?

Wer hindert sie, der Schönheit Edelstein
Als Pfand zu werfen in den Moderschrein?

Ach, nichts — wofern das Wunder nicht gelänge,
Daß meine Feder ihr dein Bild entränge.

LXVI.

Nach Grabesruhe sehn' ich mich ermattet;
Denn das Verdienst erblick ich bettelarm,
Das leere Nichts mit Reichthum ausgestattet,
Die reinste Treue in des Meineids Arm,

Als Beute der Gewalt die Huld des Weibes,
Der Schande Kleid mit Ehrengold verbrämt,
Des Geistes Würde wie die Kraft des Leibes
Durch Tyrannei verkrüppelt und gelähmt,

Die Kunst im Zungenzaume der Beamten,
Die Weisheit in der Thoren Vormundschaft
Die Wahres stets als Unverstand verdammten,
Und alles Gute in des Bösen Haft.

Das bin ich satt und stürbe gern — Ach, bliebe
Da nur nicht völlig einsam meine Liebe!

LXVII.

Warum nur muß er unter Siechen leben,
Dem Frevel seines Daseins Zierde leihn
Und einer Sündenwelt den Vortheil geben
Auf ihn als Zeitgenossen stolz zu sein?

Weshalb muß Er, die eine ächte Rose,
Inmitten nachgemachter Rosen prangen,
Damit von ihm sich auch der Schönheitslose
Mit falscher Schminke stehle seine Wangen?

Was soll er, wo das Schaamroth längst ein Spott ist,
Der Adern Lebensschimmer nur gemalt? —
Er ist ein Bankherr: seine Scheine zahlt
Natur noch aus nachdem sie bankerott ist.

Durch seine Schätze will sie offenbaren
Wie reich sie war in ihren besten Jahren.

* * *

LXVIII.

Sein Antlitz stellt vom schlichten Alterthume
Ein Denkbild auf. Da war sie noch verpönt,
Die Bastardkunst, die lügnerisch verschönt;
Die Schönheit wuchs und welkte wie die Blume.

Noch Ehrfurcht gab es vor des Grabes Rechten
Wenn jetzt die Scheere Leichen selbst beraubt
Damit zum zweiten Mal ein zweites Haupt
Umflossen sei von ihren goldnen Flechten.

In ihm erscheint die alte gute Zeit,
Er ist er selber, ächt und ungeschmückt,
Kein Winter, der sich fremden Frühling pflückt
Und welker Schönheit falsche Reize leiht.

„In diesem Denkbild, Fälscher, sollt ihr lesen“
Schrieb die Natur „was Schönheit einst gewesen.“

LXIX.

Was mit den Augen von dir aufzufassen
Die Welt vermag, wird Niemand bessern wollen,
Dem kann ein Jeder nur Bewundrung zollen,
Das müssen dir auch deine Feinde lassen.

Doch wenn sie so gerecht dein Aeußres loben
So haben doch zugleich dieselben Zungen
In ihren Beifall Tadel eingewoben;
Sie suchten tiefer, als ihr *Blick* gedrungen.

Sie suchten nach der Schönheit deines *Geistes*
Und maßen ihn an Spuren deiner Thaten.
„Der Blume Form und Farb' ist wohlgerathen,
Doch wie ein Unkraut *duftet* sie" — so heißt es.

Daß du nach Unkraut riechst ist leicht zu deuten:
Du machst dich zu gemein mit diesen Leuten.

LXX.

Man hängt dir Makel an. Was schadet's Dir?
Der Neid wird immerdar das Edle schmähen;
Der Argwohn dient der Schönheit noch als Zier,
Das Blau des Himmels hebt ein Flug von Krähen.

Sei gut. Indem der Leumund dich befleckt
Beweist er um so klarer deinen Werth.
Die schönste Knospe sucht sich das Insect
Und du erscheinst so rein und unversehrt.

Entweder kampflos oder siegreich gingst du
Vorbei dem Hinterhalt der Jugendzeit;
Doch nimmer ganz mit diesem Ruhm bezwingst du
Was von ihm lebt: das Ungeziefer Neid.

Vergäß' er's ganz dich mit Verdacht zu schwärzen,
Du wärst allein der König aller Herzen.

LXXI.

Nachdem ich todt bin, traure nur so lange
Als noch die Meldung tönt vom Glockenthurm:
Ich sei nun fort und auf dem letzten Gange
Aus dieser schlechten Welt zum schlechten Wurm.

Vergiß die Hand, die diese Zeilen schrieb;
Betrüben möchte dich mein Angedenken.
Vergiß mich ganz. Ich habe dich zu lieb,
Auch durch Erinnrung nur dich einst zu kränken.

Siehst du dies Lied vielleicht, wenn mein Gerippe
Zu Staub zerfällt, so rege sich vergebens
Nach meinem Namen suchend deine Lippe
Und Schluß der Liebe sei der Schluß des Lebens.

Sonst gibt der Welt, die dich belauscht im Grame
Noch Grund zum Spott des todten Freundes Name.

* * *

LXXII.

Ich sei für dich, gestorben, auch verschollen;
Denn welch Verdienst an mir und welche Gabe
Dir theuer war, wird sonst man wissen wollen;
Du weißt es aber, daß ich keine habe;

Du müßtest denn verschönern meine Züge
Mit manchem schmeichlerischen Pinselstrich
Und mit dem Mantel frommer Freundeslüge
Die Blößen decken meinem armen Ich.

Das hieße nur, die treue Liebe treiben
Durch Fälschung ungetreu zu sein dem Wahren.
Mein Name muß mit mir begraben bleiben
Um dir wie mir die Schande zu ersparen.

Mich schändet mein Beruf; dich würd' es schänden
Dem schlecht Berufnen Liebe zuzuwenden.

LXXIII.

Ich bin der Herbst. Die gelben Blätter hängen
Nur spärlich noch an frosterstarrten Zweigen,
Der Waldesdom, erfüllt einst von Gesängen,
Ist ohne Dach, der Vögel Chöre schweigen.

Ich bin die Dämmerung. Was nachbesonnt
Im Westen glüht, beginnt nun zu ermatten,
Die schwarze Nacht entsteigt dem Horizont
Und hüllt die Welt in ihre Todesschatten.

Ich bin das letzte Glimmen einer Flamme.
Ein Häufchen Asche nur bedeckt den Heerd;
Zum Todtenbett ist bald der Rest vom Stamme
Verschwelt, der ihre Jugendgluth genährt.

Das nimmst du wahr — und liebenswerther scheint
Dem Herzen immer was es bald beweint.

* * *

LXXIV.

Sei ruhig wenn mich in des Todes Haft,
Weil jede Bürgschaft fehlt, ein Machtspruch sendet.
Mein Leben war nicht ganz und gar verschwendet,
Dies Lied ist meine Hinterlassenschaft.

Was dir gewidmet war, hier leg' ich's ein,
Hier lies es auf, hier liegt es auserlesen;
Im Staube mag, was Staub nur war, verwesen,
Mein bester Theil, mein Geist verbleibe dein.

Was du verlierst — wenn das ein Messer träfe
Von feigster Hand, was wär' es? Moderstaub.
Verloren geht dir nur der Madenraub,
Der Tod entfernt nur meines Lebens Hefe.

Nur der Gehalt, der sich dem Stoff gepaart,
Verleiht ihm Werth: hier liegt er aufbewahrt.

LXXV.

Du bist dem Herzen was dem Leben Speise,
Dem Ackerland ein milder Regenschauer,
Dem Geizigen sein Schatz; in gleicher Weise
Wie dieser ihm, bist du mir Lust und Trauer.

Bald macht ihm Freude sein Besitz, bald Pein,
Indem er denkt, er werde noch bestohlen.
So wünsch' ich bald, ich hätte dich allein,
Bald möcht' ich alle Welt zu Zeugen holen.

Bald schwelgt an dir mein Blick sich übervoll,
Bald muß mein Auge darben und verschmachten.
Was ich genießen, ich erstreben soll
Ist nur bei dir; du bist mein ganzes Trachten.

So muß ich wechselnd bald mich überlasten
An meinem Glück, bald wieder völlig fasten.

LXXVI.

Warum nur dreht, nicht eben wechselreich,
In einer Tonart sich um einen Punkt
Mein Vers, in dem kein seltener Vergleich,
Kein neues Bild in kühner Wendung prunkt?

Warum nur schreib' ich stets dies Einerlei?
Stets meine Hand verräth das ganze Buch;
Die Lieder tragen meine Liverei
Und jedes Wort fast meinen Namenszug.

Von dir allein, Geliebter, kann ich schreiben,
Mein Stoff ist nur die Liebe und die Treue;
So muß der Inhalt wohl der alte bleiben,
Wie oft ich auch sein Wortgewand erneue.

Die Liebe sagt was sie schon oft gesagt
Wie täglich neu die alte Sonne tagt.

LXXVII.

Mit einem Gedenkbuch.

Der Schönheit Welken zeige dir dein Spiegel,
Die Sonnenuhr der Stunden raschen Flug;
Bepräge nun mit deines Geistes Siegel
Die Blätter hier, und lehrreich wird dies Buch.

Wenn Falten dir der treue Spiegel zeigt,
Vernimm darin die Mahnung an das Grab
Und denke: wie des Zeigers Schatten schleicht,
Stiehlt sich die Zeit zur Ewigkeit hinab.

Was dein Gedächtniß allzuleicht verliert
Das laß auf diesen weißen Blättern haften;
Denn an den Kindern, die dein Geist gebiert
Erkennst du besser seine Eigenschaften.

So wird dies Buch dir gute Dienste thun,
Dein Auge drin auf reichem Inhalt ruhn.

Drittes Buch.

LXXVIII.

Als Muse rief um Beistand ich so oft
Dich an und gern hast du den Vers vollendet,
Daß jede Feder nun das Gleiche hofft
Und Reime unter deinem Schutz verschwendet.

Dein Auge lehrte manchen Stummen singen
Und schwerer Einfalt lieh'st du leichten Flug,
Doch selbst Begabten stärktest du die Schwingen
Und schmücktest Anmuth mit der Hoheit Zug.

Doch — danken Andre dir das Schmuckgefieder,
Den Reiz, der ihnen ohne dich gefehlt,
So sei vor allen stolz auf meine Lieder,
Sie sind von dir geboren und beseelt.

Des Wissens Mangel hat mir deine Gunst
Ersetzt und du bist meine ganze Kunst.

* * *

LXXIX.

Als ich allein um deine Hülfe bat
Hat deine Huld nur meinen Vers geschmückt.
Nun werden meine süßen Reime fad',
Ein andres Lied hat meines fortgedrückt.

Gestehen muß ich's, bessre Federn sind
Erforderlich um deinen Werth zu malen;
Doch Alles was dein Dichter sich ersinnt,
Das stiehlt er dir, es dir zurückzuzahlen.

Er leiht dir Tugend und er stahl dies Wort
Aus deinem Wesen. Deine Huld erhebt
Sein Lied — er nahm sie dir vom Antlitz fort.
Was ist sein Lob? Was in dir leibt und lebt.

Drum dank ihm nicht für solchen Liedesruhm,
Was er dir gibt, ist nur dein Eigenthum.

LXXX.

Besing' ich dich, wie muß ich nun verzagen!
In deinem Dienste steht ein beßrer Geist
Der dich mit seiner ganzen Stärke preist —
In Fesseln muß ich meine Zunge schlagen.

Doch kann dein Werth nicht, wie der Ocean,
Die größten Segel wie die kleinsten tragen?
Zu seinem Schiff soll auch mein schwacher Kahn
Sich froh hinaus auf deine Fluthen wagen.

Mich halten hülfreich flott die flächsten Stellen
Wenn ihn die unermeßne Tiefe trägt
Und lieber mag mein werthlos Boot zerschellen,
Als daß ein Sturm den stolzen Bau zerschlägt.

Erwartet ihn der Hafen, mich der Sand,
So trieb mich nur die Liebe auf den Strand.

LXXXI.

Mag ich noch deines Grabes Inschrift dichten,
Magst Du mich sehen in die Grube senken,
Auch wenn man mich vergißt, dein Angedenken
Vermögen Tod und Grab nie zu vernichten.

Dein Name soll hinfort unsterblich leben.
Mein schlichtes Erdengrab vergißt die Welt,
Auf deiner Gruft soll sich ein Mal erheben
Das allen Menschen in die Augen fällt.

Dein Denkmal ist mein Lied, aus dem die Kunde
Von dir noch unerschaffne Augen lesen
Und leben wirst du in der Nachwelt Munde
Wenn längst die Athmer dieser Zeit verwesen.

Es ruht in meiner Feder eine Kraft
Die deinem Namen stete Dauer schafft.

LXXXII.

Du bist mit meiner Muse nicht vermählt
Und wenn du Beifall einem Widmungsspruch
Zulächelst, den ein andrer Dichter wählt,
Begehst du damit keinen Treuebruch.

So kenntnißreich als schön von Angesicht
Erkennst du, daß mein Lob dich nicht erreicht
Und suchst den Künstler, der in vollem Licht
Des Werths, der Schönheit dich der Nachwelt zeigt.

So sei's, Geliebter. Mögen sie dich schmücken
Mit Farben, grell und schwülstig aufgetragen;
Um deine Schönheit besser auszudrücken
Will ich, dein Freund, die schlichte Wahrheit sagen.

Sie thäten wohl, dich wie du bist zu lassen,
Denn Schminke nöthig haben nur die Blassen.

* * *

LXXXIII.

Nur nutzlos schien es mir dich schön zu malen,
Drum griff ich niemals nach dem Farbenstift;
Ich sagte mir: sein Reichthum übertrifft
Was Dichter ihm als Schuldverzinsung zahlen.

Ich bin verstummt. Ich wünscht', es sähe Jeder
Vor deinem Ich das Konterfey erbleichen,
Mit welchem eine jetzt beliebte Feder
Gar schwach versucht, dich selber zu erreichen.

Du machst es mir zum Vorwurf daß ich schwieg,
Doch Ehre bringt mir's, daß ich stumm gekargt;
Ich habe nichts verzerrt. Der sich verstieg
Dich zu verew'gen, hat dich — eingesargt.

Eins deiner Augen strahlt mehr Lebenswahres
Als alle Verse deines Dichterpaares.

* * *

LXXXIV.

Wer sagt am meisten? Was sagt mehr als dies:
„Was Du bist, das bist du nur ganz allein.“
Du hältst den ganzen Vorrath in Verließ,
Der nöthig ist, um ähnlich dir zu sein.

So bettelarm ist selten ein Poet
Daß es ihm fehlt an Lob zu Huldigungen;
Wer Dich besingt, sobald er nur gesteht
Du seiest du, hat seinen Preis errungen.

Nachschreiben soll er deines Wesens Schrift,
Nicht trüben was Natur so klar erschuf;
Für geistvoll gilt er wenn er dich nur trifft,
Sein Styl wird Muster, weltbekannt sein Ruf.

Muß dennoch deinen Werth ein Makel stören?
Du bist zu sehr erpicht dein Lob zu hören.

LXXXV.

Verstummend auf die Seite tritt mein Lied
Vor diesem auserwählten Wortgepränge
Das goldne Federn dir in Reih' und Glied
Gestellt zum Aufzug stolzer Lobgesänge.

Mein volles Herz kann nicht mit Worten kramen,
Es ist ein ungelehrter Sakristan
Und stimmt ein hoher Geist ein Loblied an
Voll Kunst und Schwung, so sagt es stets nur „Amen."

„Nur Wahrheit ist es" ruf ich aus, und weiß
Etwas hinzu zu thun zum höchsten Preis,

Doch in Gedanken nur; zurückgeblieben
Sind meine Worte, weit voran mein Lieben.

Drum ehre — Die — nach ihren schönen Sätzen, —
Mein stummes Herz — nach seinen Liebesschätzen.

LXXXVI.

Sein Vers, ein Kaper, blähte stolz und groß
Die Segel, Dich als Prise zu umstricken.
Ließ das in meines Hirnes Mutterschooß
Ein reifes Lied als Fehlgeburt ersticken?

War es der Geist, den Geister ihm gewährten
Weit über Menschenmaaß, was mich betäubte?
Nein, weder er noch seine Nachtgefährten
Sind schuld daß meines Reimes Bau zerstäubte.

Nicht er, noch jener Schutzgeist, der bei Nacht
Ihm dienstbar ist und ihm Gedanken steckt,
Besiegten mich; nicht ihre Zaubermacht
Hat mich mit Neid erfüllt und stummgeschreckt.

Was wie ein Schlagfluß meinen Vers ereilte
War deine Gunst, die seine Strophen feilte.

LXXXVII.

Leb wohl! Wie könnt' ich Dich mein eigen nennen?
Nur allzugut bekannt ist dir dein Werth;
In seinem Freibrief steht das Wörtchen „trennen"
Und all mein Recht ward nur auf Zeit gewährt.

Freiwillig machtest du mich zum Vasallen,
Verdienen konnt' ich nie so reiches Lehn;
Ein Grund zur Schenkung war nicht abzusehn,
Nun ist es nächstens wieder heimgefallen.

Als Du dich gabst, gebrach dir Selbsterkenntniß,
Falls du nicht mich, dem du dich gabst, verkannt;
Zum Geben trieb dich nur ein Mißverständniß,
Zum Wiedernehmen Einsicht und Verstand.

Ich hatte Dich, ich hatte Fürstenmacht,
Es war ein Schmeicheltraum — ich bin erwacht.

LXXXVIII.

Wenn ich zu leicht in deiner Achtung wiege,
Du gegen mein Verdienst zu Felde ziehst,
So focht' ich gegen mich in diesem Kriege
Und nenn' es Tugend daß du treulos fliehst.

Ich kenn am besten meine schwachen Seiten;
Nach deinem Lager soll in hellen Haufen
Mein Heer versteckter Fehler überlaufen
Und mich verlierend sollst du Ruhm erstreiten.

Doch soll Gewinn für mich auch mein Verlust sein:
Ist meine Selbstbeschädigung dein Glück,
So fällt es für mein liebendes Bewußtsein
Verdoppelt wiederum auf mich zurück.

Ja, jedes Unrecht für dein Recht erduld' ich,
Denn meiner Liebe bin ich Alles schuldig.

LXXXIX.

Gib an, du miedest mich um ein Gebrechen,
Bezeugen will ich die Beleidigung;
Von meiner Lahmheit sprich — nicht widersprechen
Will ich, verzichten auf Vertheidigung.

Ich selber, Freund, will mich weit lauter schelten,
Es scheine, daß du mich mit Recht verbannt;
Als völlig fremd einander laß uns gelten,
Ersticken will ich's, daß wir uns gekannt.

Den Weg, den Du gehst, will ich sorglich meiden,
Dein Name sei verfehmt für meinen Mund;
Entweihung würde deine Ehre leiden,
Erwähnt' ich seelig unsern alten Bund.

Ich will die Klage gegen mich verfassen;
Wie liebt' ich den, den Du vermagst zu hassen?

XC.

Jetzt hasse mich, wenn du mich hassen mußt,
Jetzt, da die Welt mein Streben kreuzt und hemmt.
Laß nicht dem Unglück, das mich überschwemmt,
Nachträufeln deinen Haß als Nachverlust.

O sei nicht vom besiegten Heer der Sorgen
Die Nachhut, die mein mattes Herz beschleicht,
Sei nicht die Sturmnacht nach dem Regenmorgen,
Um einzureißen was der Guß erweicht.

Verlasse mich, doch nicht zu allerletzt
Nachdem die kleinen Schmerzen ausgetobt;
Sei mit im ersten Anlauf, daß schon jetzt
Des Schicksals ganzes Weh mein Herz erprobt.

Verlor ich Dich, so wird mein andres Leid,
So groß es scheint, nachher zur Kleinigkeit.

XCI.

Der prunkt mit Ahnen, der mit feiner Sitte,
Mit Muskelkraft, mit Reichthum andre Leute,
Mit Kleidern Der nach neuem Narrenschnitte,
Mit Rossen Jener, Federspiel und Meute.

So wählt sich aus nach seinem Wohlgefallen
Ein jeder Sinn was ihm das Beste scheint.
Nur mich befriedigt keins von diesen allen,
Ein Bestes nur, das mehr in sich vereint.

Hab' ich nicht mehr, wenn Du mich liebst, als Adel,
Als Kleiderprunk und reiches Eigenthum,
Als schnelle Falken, Renner ohne Tadel?
In Dir besitz' ich eines Jeden Ruhm.

Nur das ist Elend, daß du all die Sachen
Mir nehmen kannst und mich höchst elend machen.

* * *

XCII.

Doch thu' dein Aergstes, nimm dich selbst mir fort,
Auf Lebensdauer bleibst du dennoch mein;
Denn deiner Liebe letztes Scheidewort
Wird auch das Ende meines Lebens sein.

Was fürcht' ich denn? Gesetzt, ich sei betroffen
Vom Schlimmsten — nun, dann ist mein Herz gesprengt,
Dann steht mir auch ein bessres Dasein offen
Als dieses, das an deinen Launen hängt.

Nicht quälen kannst du mich mit Flattersinn;
Die Treue brich, so geh' ich selbst in Scherben.
So bleibt mir dennoch so wie so Gewinn:
So — Glück der Liebe — so — das Glück zu sterben.

Ein Unglücksfleck nur schwärzt dies Glückeslicht:
Du könntest falsch sein — und ich wüßt' es nicht.

* * *

XCIII.

Dem Hahnrei gleich will ich den Glauben hegen
Du sei'st mir treu, der Liebe holden Zug
Auf mich beziehn in süßem Selbstbetrug,
Und wüßt' ich's auch, du liebtest anderwegen.

Den Blick des Hasses hat dein Auge nicht;
Wie sollt ich merken deinen Unbestand?
An andern wird das falsche Herz erkannt
An bösen Schattenfalten im Gesicht;

Deins schuf der Himmel selbst zum festen Sitz
Der Liebeshuld, voll Milde bleibt es stets;
Was auch in dir sich rege, nie verräth's
Des Herzens Groll, des Denkens scharfen Blitz.

Den Apfel Eva's nenn' ich deine Züge,
Ist ihre Schönheit nur der Tugend Lüge.

XCIV.

Wer schaden kann und keinen Schaden thut,
Wer gar nicht ist was er am meisten scheint,
Wer Andre rührt und selber wie versteint
Fest, kalt und nie verführt in sich beruht,

Der wird dafür den Lohn des Himmels haben,
Mit dessen Schatz er sparsam weiß zu schalten;
Wenn Andre nur als Diener sie verwalten,
Ist er der Herr und Eigner seiner Gaben.

Der Sommer liebt die süße Sommerblüthe,
Obwohl für sich nur diese lebt und stirbt;
Doch wenn ein böser Mehlthau sie verdirbt,
Dann übertrifft ein Unkraut sie an Güte.

Durch Mißbrauch wird das Süßeste verbittert,
Und übel riecht die Lilie verwittert.

XCV.

Wie hold bemäntelst du das Sittenlose
Daß Schande selbst durch dich noch reizend ist,
Die, wie der Wurm in dufterfüllter Rose,
An deines Namens schöner Knospe frißt.

Die Zunge, die dein Treiben uns erzählt,
Schlüpfrig bewitzelt deine Ueppigkeit,
Muß loben wenn sie schilt daß du gefehlt;
Dein Name gibt der Schmach ein Ehrenkleid.

Wie wohnt ein Laster in so stolzen Hallen,
Das dich erwählt zu seinem Aufenthalt!
Garstige Flecken werden schön, sobald
Die Schleier deiner Schönheit sie umwallen.

Gib Acht und trotze nicht darauf. Sei artig!
Das schärfste Messer wird am schnellsten schartig

XCVI.

Der tadelt dich als gar zu jugendkeck,
Der — lobt dein adlig dreistes Jugendtreiben;
Bei Dir wird Schuld zur Huld, zum Schmuck der Fleck
Und immer wirst du liebenswürdig bleiben.

Ein Glasstein wird gewiß für Diamant
Am Finger einer Königin geschätzt:
So wird ein Fehler, den an Dir man fand,
Sogleich in einen Vorzug übersetzt.

Wie viele Lämmer würden erst verschlungen
Besäß' ein Wolf des Lammes Unschuldsmiene;
Wie viele Herzen würden erst bezwungen
Wenn deine Kraft in vollem Glanz erschiene!

O blende nicht! Mein Liebeseigenthum
Ist auch dein Ruf, dein fleckenloser Ruhm.

XCVII.

Wie wintergleich war diese Zeit der Ferne
Von Dir, du Maienwonne meiner Jahre!
Der Tag war kalt, die Nacht war ohne Sterne,
Decemberfrost umreifte meine Haare.

Doch Sommer war die Zeit die so vergangen
Und reicher Herbst, der in dem Wittwenrest
Der Blüthen Das zu Früchten schwellen läßt
Was sie vom todten Gatten Lenz empfangen.

Doch dieser volle Segen dünkte mir
Nur Waisenhoffnung vaterloser Frucht,
Denn alle Sommerlust ist nur bei Dir
Und deine Flucht ist auch der Sänger Flucht,

Und singt ein Vogel, ist's die Trauerweise:
„Das Laub wird gelb, der Winter kommt, ich reise."

XCVIII.

Ich war entfernt von dir zur Frühlingszeit
Als überall die Maienlust erwachte;
Die Erde trug der Jugend Freudenkleid,
Saturn sogar, der Alte, sprang und lachte.

Doch ich, ich ließ die Blumen duften, prangen;
Nicht pflücken mocht' ich sie, noch Kränze winden,
Und welche Lieder auch die Vögel sangen,
Kein Sommermährchen lehrten sie erfinden.

Ich lobte nicht die dunkle Gluth der Rose,
Der Lil'je Weiß; so reich an Duft und Zier
Sie blühten, dünkten sie nur wesenlose
Sinnbilder mir von meiner Lust, von Dir.

Wir hatten Winter, weil wir Dich nicht hatten;
Mit ihnen spielt' ich als mit deinem Schatten.

* * *

XCIX.

So fuhr ich an das erste Veilchen: „Sprich,
Von wannen du den süßen Duft dir stahlst?
Aus meines Liebsten Munde sicherlich!
In deinem Blau verräth ein Purpurstrich
Daß du mit seinem Blut dein Antlitz malst.“ 1)

Die Lil'je war die Diebin deiner Hand,
Der Majoran ein Räuber deiner Locken.
Weshalb so dornig wohl die Rose stand,
Die, roth vor Schaam, die andre blaß erschrocken?

Die dritte hatte Roth und Weiß gestohlen
Und obendrein zum Duft dein Athemholen,
Allein zur Strafe für den Doppelraub
Zerfraß ein Käfer ihr das Herz zu Staub.

Viel Blumen sah' ich: — Duft und Farbengluth
Erkannt ich stets als Dir gestohlnes Gut.

Viertes Buch.

C.

Wo weilst du, Muse? Säume nicht so lange
Das Lob des Stärkegebers anzustimmen.
Vergeudest du zu niederem Gesange
Dein Himmelslicht, so wird es bald verglimmen.

Kehr' um, Vergessne, fleißig zu ersetzen
In holden Versen die versäumte Zeit,
Ihm singe, der dein Lied versteht zu schätzen,
Der deiner Feder Kunst und Stoffe leiht.

Auf, träge Muse, sein Gesicht betrachte
Und siehst du, daß die Zeit es furchen will
So schreibe du, daß man die Zeit verachte,
Auf ihren Grimm ein beißendes Pasquill.

Was sie zerstört, in Ruhm noch rascher kleide
Und — abgestumpft ist ihrer Sichel Schneide.

CI.

Die Wahrheit schön zu malen hat dein Schweigen
Versäumt, o Muse. Sprich, wie thust du Buße? —
Wahrheit und Schönheit nennt mein Freund sein eigen:
Auch du bist sein — verzieh'n ist deiner Muße.

Gib dies zur Antwort: „Keine Farbe braucht
Zu leih'n die Wahrheit, selber farbenächt;
Die Schönheit ist in Wahrheit eingetaucht,
Gemischte Pinselfarben stehn ihr schlecht."

Dein Schweigen sühnst du nicht mit solchen Gründen!
Er — braucht kein Lob, doch Du, du hast die Kraft
Was er besitzt, der Nachwelt dauerhaft
Wie keine goldne Grabschrift zu verkünden.

An's Werk! Ich lehre dich den fernsten Jahren
Des Freundes schöne Gegenwart bewahren.

CII.

Die Liebe schwindet nicht, sie ist im Steigen,
Obgleich ich nun sie minder offenbare;
Denn prahlend sie vor aller Welt zu zeigen
Das heißt die Lieb' entwürdigen zur Waare.

Sie stand in ihren ersten Frühlingstagen
Als ich in Liedern häufig sie besang;
Doch hörst du wohl die Nachtigall noch schlagen
Wenn sich das Jahr zum Sommergipfel schwang?

An Schönheit ist der Sommertag so reich
Als ihre Liederzeit, die Frühlingsnacht,
Doch schmettert dann ein Chor von jedem Zweig
Und Seltnes nur hat süße Zaubermacht.

Ich muß wie sie mit meinen Liedern geizen,
Ermüden würden sie dich sonst, nicht reizen.

CIII.

Wie arm ist, was mein Lied zu Tage bringt!
Der höchste Gegenstand ist ihm gegeben,
Und dennoch ist der Stoff den es besingt
Mehr werth allein, als mit dem Lob daneben.

Drum zürne nicht, wenn meine Muse schweigt;
Sie zeichnet dich so matt, so farbenblaß,
Aus Schaam verstummt sie, weil sie nicht erreicht
Mit aller Kunst — ein Stückchen Spiegelglas.

Vergehen wär' es, mit verzerrten Bildern
Zu schmäh'n die Schönheit statt sie zu verklären
Und deine Huld und deinen Werth zu schildern
Ist meiner Lieder einziges Begehren.

Doch mehr, weit mehr als jemals mein Gedicht
Enthält dein Spiegel, zeigt er dein Gesicht.

CIV.

Mir, schöner Freund, mir wirst du nimmer alt.
Du bist so schön, wie dich mein Auge fand
Zum ersten Mal. Drei Winter haben kalt
Dem Walde seinen Sommerschmuck entwandt;

Ich sah des dritten Lenzes Sommerwende,
Ich sah den dritten holden Mai verblühn,
Dreimal empfand ich Julisonnenbrände:
Du bliebst wie damals frisch und immergrün.

Ach, leisen Schritt's, wie auf der Sonnenuhr
Der Schatten rückt und endlich ganz entweicht,
So dir vom Antlitz auch die Schönheit schleicht,
Unmerklich bleibt es meinem Auge nur.

Dies fürchtend ruf ich in der Nachwelt Ohren:
„Im Schönheitswinter wurdet Ihr geboren."

CV.

Nennt meine Liebe nicht Abgötterei
Und meinen Freund ein bloßes Götzenbild,
Weil meiner Tonart stetes Einerlei
In Liebe Lob und Lied nur Einem gilt.

Hold ist er heute, hold auch morgen wieder,
Sein Wunderwerth ist wunderbar beständig;
Dies eine Wunder schildern meine Lieder —
In einer Tonart bleiben sie nothwendig.

Schön, hold und treu — dies Thema spinn' ich fort
Dreieinig ward's in seinem Namenszuge;
Schön, hold und treu — auf diesem Grundakkord
Erbaut mein Witz des Reimes bunte Fuge.

Schön, hold und treu — ihr war't bisher noch nie
Vereint in einer Lebensmelodie.

CVI.

Ich sah schon oft die herrlichsten Gestalten
Uns in Geschichten alter Zeit erhalten;
Aus alter Dichter alten Reimen schauen
Viel schöne Ritter, längst gestorbne Frauen.

Betracht' ich's nun wie sie mit reichen Bildern
Hier Hand und Fuß, dort Mund und Auge schildern,
So merk' ich's, wie die alten Federn rangen
Nur eben — Deine Schönheit aufzufangen.

Ihr ganzes Lob hat einzig unsre Zeit
Und dich in ihr vorahnend prophezeit;
Doch konnt' ihr Blick die Zukunft auch durchdringen,
Die Kunst gebrach, dich würdig zu besingen.

Stehn wir, die Zeitgenossen doch beschämt:
Das Auge staunt, — die Zunge bleibt gelähmt.

CVII.

Trotz meiner Furcht, trotz dem Prophetenspiel
Der Welt, die stets vom Untergange träumt,
Verwerf' ich's, daß der treuen Lieb' ein Ziel
Gesetzt sei, kurze Frist nur eingeräumt.

Hat denn der Mond nicht glücklich überstanden
Zum Spott der Augurn seine Finsterniß?
Des Friedens Oelzweig grünt in allen Landen
Und Ungewisses krönt sich als gewiß.

Es treibt im Thau so holden Lenzes wieder
Auch meine Liebe frische junge Blüthen.
Der Tod mag gegen stumme Horden wüthen,
Ich leb' unsterblich fort durch meine Lieder.

Drin soll auch dein Gedächtniß überdauern
Manch Königsmal von Erz und Marmormauern.

CVIII.

Wo fänd' ich wohl ein neues Bild, mein Lieben
Und deinen Werth noch anders auszulassen?
Was hegt mein Hirn wohl noch unaufgeschrieben
Das eine Feder kann in Worte fassen?

Nichts, lieber Junge. Wenn ich immerfort
Wie beim Gebet dasselbe wieder sage:
„Du mein, ich Dein“ — mir bleibt das alte Wort
Neu gleich der ersten ehrfurchtsvollen Frage.

Die Liebe bleibt ein ewiges Entfalten,
Der Jahre Staub und Unbill drückt sie nicht;
Anstatt vor seinen Runzeln zu erkalten,
Nimmt sie das Alter selbst in Dienst und Pflicht.

Noch in erblichnen Zügen nimmt sie wahr
Was ihre erste Regung einst gebar.

CIX.

Du darfst mein Herz darum nicht treulos nennen
Weil fern von dir gedämpft schien seine Gluth.
Wie könnt' ich mich von meiner Seele trennen
Die, wie du weißt, in deinem Busen ruht?

Dort ist der Liebe heimisch trauter Heerd;
Sie wäscht sich selbst, ihn wieder zu begrüßen
Nachdem sie unverwandelt heimgekehrt,
Den Staub des weiten Weges von den Füßen.

Ich habe Theil an jeder Menschenschwäche
Doch ist mein Wesen kein so ganz verkehrtes
Daß ich um nichts mich selbst verlustig spreche
Der ganzen Summe deines hohen Werthes.

Was ist für mich der Werth des Erdenballes?
Du, meine Rose, bist auf ihm mein Alles.

CX.

Ach, wahr ist's, unstät schweift' ich her und hin
Und trug die Narrenjacke sonder Scheu,
Bot feil mein Bestes mit entweihtem Sinn
Und sündigt' an der Liebe immer neu.

Nur schielend sah ich an mein wahres Glück;
Das aber glaube mir, beim Himmel droben,
Vom Irrthum kehrt mein Herz verjüngt zurück,
Als bestes zeigt sich deins nach allen Proben.

Sie sind vorbei; der Sieg ist ewig dein,
Nicht wieder prüfen will ich mein Begehren;
Du sollst nun meine Liebesgottheit sein
Und kein Vergleich mehr braucht dich zu bewähren.

Willkommen heiße mich an deiner Brust,
Du meine reinste, beste Erdenlust.

CXI.

Nur meinem bösen Schicksal darfst du grollen
Durch welches ich so schlimmen Weg geschritten.
Nichts Besseres hat es mir bieten wollen
Als feile Kunst und ihre losen Sitten.

Ein Schimpf ist meinem Namen eingebrannt,
Die Schmach des Handwerks fühl ich an mir kleben
Wie Schwärze haftet an des Färbers Hand.
Voll Mitleid hilf mir zum erneuten Leben.

Der Kranke fügt sich willig deinen Winken,
Die schwerste Buße trägt er gern und leicht
Und wird das Bitterste gehorsam trinken
Daß diesem Trank sein böser Aussatz weicht.

So habe Mitleid. Wenn der Freund es theilt
In Mitgefühl, dann ist mein Leid geheilt.

CXII.

Ob mich die Welt gut oder schlecht gefunden,
Wenn deine Liebe meine Fehler trägt,
Mein Gutes würdigt, heilen jene Wunden,
Die Pöbellust in meine Stirn geprägt.

Du bist für mich die Welt. Ich muß erstreben
Was tadelnd, lobend, mir dein Geist befahl;
Für mich soll Keiner, ich für Keinen leben
Der beugen könnte meines Willens Stahl.

Dem tiefsten Abgrund geb ich alles Werben
Um Pöbelgunst; die Natter eitler Lust
An Schmeichelei soll völlig in mir sterben
Und Gleichmuth nur erfüllen meine Brust.

Das Muster lebt in dir das mein Gebot ist,
So ganz, daß außer dir die Welt mir todt ist.

CXIII.

Die Seele nahm das Auge in Beschlag
Seitdem ich dich verließ. Dem Fuße findet
Es kaum den Weg, der Tag ist halber Tag,
Es scheint zu sehen, doch es ist erblindet.

Umrahmt es Vögel, Blumen, Thiergestalten,
So kann's die Bilder weder weiter schicken
Zum Geiste hin, noch weiß es festzuhalten
Was es erhascht mit seinen raschen Blicken.

Denn was es schaut, ob reizend oder häßlich,
Ob Tag, ob Nacht, ob Fluthen, ob Gefilde,
Ob süß und hold, ob ungeschlacht und gräßlich,
Ob Kräh', ob Taub', es wird zu Deinem Bilde.

So treibt, erfüllt von Dir, der Welt verschlossen,
Der Sinne treuster treulos mit mir Possen.

* * *

CXIV.

Wirkt so das Königsgift der Schmeichelei
Nachdem in Dir mein Geist erlangt die Krone?
Gab deine Liebe meinen Augen frei
Dies tolle Zauberspiel zu deinem Hohne?

Sie lassen Huld das Häßlichste entfalten
Wenn es getroffen wird von deinen Strahlen;
Aus Ungeheuern, grausen Mißgestalten
Verstehen sie dein Engelsbild zu malen.

Es ist der Schmeicheltrunk! Mein hoher Geist
Versteht ihn königlich hinabzustürzen;
Mein Auge weiß es, was er liebt zumeist,
Nach seinem Gaumen kann's den Becher würzen.

Verzeihlich, wenn's auch Gift dazu erkor:
Der Mundschenk Auge liebt's und — schmeckte vor.

CXV.

Es war ein Lügenvers, wenn ich geschrieben:
Unmöglich sei's, dich heißer noch zu lieben;
Die volle Flamme sollte reiner brennen,
Doch wie vermocht' ich's damals zu erkennen?

Weiß nicht die Zeit mit tausend Wechselfällen
Gelübde, Staatsgesetze zu entstellen?
Die Schönheit welkt, der Lauf der Dinge schwenkt,
Der stärkste Geist wird aus der Bahn gelenkt.

Vor dieser Zeitmacht mußt' ich wohl erbangen;
Die Zukunft war mir ungewiß verhangen,
Das Beste schien die Gegenwart zu leisten —
So rief ich aus: „jetzt lieb' ich dich am meisten."

Dem Säugling Liebe galt dies — Mutterwort;
„Er wachse!" meint' 's — Nun wächst sie fort und fort.

CXVI.

Was kann das Bündniß treuer Seelen brechen?
Ich sage: Nichts. Denn das ist Liebe nicht,
Was schwächer wird sobald es trifft auf Schwächen,
Zurückgestoßen — fällt, gebeugt — auch bricht.

Nein, Liebe ist die feste Himmelsmarke
Die nimmer schwankt im tobenden Orkan;
Als Leitstern zeigt sie jeder Wanderbarke,
Selbst unerreicht, die Breiten und die Bahn.

Die Lieb' ist nicht der Narr der Zeit. Die Lippe,
Die rothe Wange sinkt vor deren Hippe;
Doch Liebe welkt in Stunden nicht und Wochen,
Sie lebt bis der Gerichtstag angebrochen.

Wenn das an mir als Irrthum sich ergibt
So schrieb ich nie und Niemand hat geliebt.

CXVII.

Ja, wirf mir vor, ich habe wüst verschwendet
Womit ich sollte meine Schuld entrichten,
Uneingedenk von Dir mich abgewendet,
An den mich ketten tausend Liebespflichten,

Zu dunkeln Geistern oft mich hingewandt,
Gespielt mit theuer dir verkauften Rechten,
Mein Segel allen Winden aufgespannt
Damit sie mich aus deinen Augen brächten;

Setz' Irrthum, Trotz in deine Klageschrift
Und häufe zum Beweise noch Verdacht;
Daß mich ein Blick des Zornes strafend trifft
Verdient' ich, nimmer daß dein Haß erwacht.

Vernimms und — nenne mich der Schuld enthoben:
Ich wollte deiner Liebe Kraft erproben.

* * *

CXVIII.

Wie wir Gewürz in unsre Speisen werfen,
Des Gaumens Reiz, den Appetit zu schärfen;
Wie man zur Läuterung sich einen Trank macht
Und sich aus Krankheitsfurcht ein wenig krank macht:

So ließ ich, voll von deinen Süßigkeiten,
Mit bittern Brühen meine Kost bereiten,
So war ich wohlseinskrank und Minderung
Des Wohlseins, Krankheit, schien mir Linderung.

Wie schlau! Die Liebe nimmt vorweg ein Leiden
Und — hat's dann wirklich, statt es zu vermeiden!
Um, gütesiech, durch Uebel zu genesen,
Wird arzeneikrank, der gesund gewesen!

Fest steht nun Eins: Wen deine Güte schmerzte,
Dem reichen Gift statt Arzenei — die Aerzte.

* * *

CXIX.

Ich schlürfte Becher voll Sirenenthränen,
Gebraut in Kolben, voll von Höllenwust;
Nur fürchtend hofft' ich, Angst nur war mein Sehnen,
Was ich gewann, das war gewiß Verlust.

O welche Sünden hat mein Herz begangen!
Und — nichts erschien ihm seeliger und lieber!
An welchen Dingen hing in Gluthverlangen
Mein Auge fest in diesem tollen Fieber.

Das Heil des Uebels ist mir nun vertraut:
Der Schatten macht den Glanz des Lichtes prächtig;
Aus ihren Trümmern wieder aufgebaut
Erwächst die alte Liebe doppelt mächtig.

So kehr' ich um, beglückt durch Niederlagen;
Gewinn hat mein Verlust mir eingetragen.

CXX.

Nun freut mich's, daß du mir einst weh gethan;
So war es ein zuerst erlittner Schmerz
Was mich auch trieb in eine Frevelbahn;
Denn meine Nerven sind nicht Stahl und Erz.

Hast Du gleich mir gelitten meinetwegen,
So hast du Höllentage durchgemacht.
Zu grausam war ich, um dein Weh zu wägen
Nach jenem, das dein Frevel mir gebracht.

O daß mein Sinn doch immerdar gedächte
Der bittern Schmerzen unsrer Jammernächte,
Dir, wie du mir, die Salbe mitzutheilen
Um sanft und mild das wunde Herz zu heilen.

Laß uns die Sünden, welche wir begangen
Als Lösegeld bezahlen und empfangen.

CXXI. [2])

Schlecht sein ist besser als für schlecht zu gelten,
Wo den, der's nicht ist, schlecht die Menschen schelten,
Wo fremde Augen, nicht die eigne Brust,
Verdammend tödten die erlaubte Lust,

Des Lüstlings Auge grüßt mit frechem Hohne
In mir ein ihm verwandtes wildes Blut;
Auf Schwächen lauern schwächere Spione
Und wittern Schmach in dem was rein und gut.

Ich bleibe was ich bin. Sie sind besessen
Vom bösen Geist, auf den in mir sie zielen;
Mein Treiben kann ihr kranker Sinn nicht messen,
Mein Auge blickt gerade aus, sie schielen.

Sie müßten denn behaupten: alle Welt
Sei schlecht und Schlechtigkeit ihr bestes Geld.

CXXII.

Ein Denkbuch gabst du mir; doch zeilenreich
Liegt mir im Kopf ein andres aufgeschlagen,
Dem kommt an Würde kein papiernes gleich,
Sein Inhalt soll die Ewigkeit durchragen.

So lange mindestens als Herz und Haupt
Bestehen dürfen, bleibst du unvergessen;
Sie halten fest, bis sie der Tod beraubt
Des Antheils, welchen sie von Dir besessen.

Kein Buch umfaßt so reiches Angedenken;
Ein Liebeskerbholz schien mir eitler Tand,
Ich durfte deine Tafeln dreist verschenken,
Da mehr von dir in meinem Hirne stand;

Denn stellt' ich mir 'nen Denkgehülfen an,
Es hieße: daß ich Dich vergessen kann.

CXXIII.[3])

Nie rühme dich, o Zeit, mein Herz zu ändern
Durch stolze Größen deiner neuen Macht;
Nichts Neues, Fremdes zeigt mir ihre Pracht,
Bekanntes nur in modischen Gewändern.

Wir sind von gestern her; drum läßt uns staunen,
Und wär's auch altbekannt und abgenutzt,
Was du für neu betrüglich aufgeputzt,
Als wär's geschaffen erst für unsre Launen.

Du lügst, o Zeit, wie deine Weltgeschichte;
Nicht's war, nichts ist für mich bewundernswerth;
Von deiner steten Hast vermehrt, verzehrt,
Ist Alles Lug, worauf den Blick ich richte.

Getreu zu sein gelob' ich immerdar,
Das bleibt trotz dir und deiner Sichel wahr.

* * *

CXXIV.

Entspränge meine Liebe deinem Stande,
So wäre sie, des Glückes Bastardkind,
Leicht vaterlos, je nach der Zeit gesinnt
Im Garten — Blume, Unkraut nur — im Sande.

Dem Unglück trotzt ihr Bau. Sie wird nicht siech
Von Prunk und Pomp; ihr Thron wird nicht zerschlagen
Vom Grimm der Sklaven, die der Bürgerkrieg
Befreit, wie's Mode ward, in unsern Tagen.

Sie scheut nicht Politik, die Ketzerin,
Die sich auf kurz bemessne Frist vermiethet;
Kein Wetter bringt ihr Schaden noch Gewinn,
Da sie als Fürstin hoheitsvoll gebietet.

Die Narr'n der Zeit will ich zu Zeugen werben
Die sündig leben, fromm sind wenn sie sterben.

CXXV.

Mir ziemt es nicht, dir mit dem Baldachine
Der äußern Huldigung das Haupt zu schirmen
Und dir ein Ruhmesfußgestell zu thürmen
Von dem ich weiß, es werde bald Ruine.

Ich sah wie Schmeichler der Gestalt die Gunst
Mit Wucherzins, mit mehr als Allem zahlten,
Glückskinder, die für ein Gemisch von Kunst
Ihr ächtes Glück in eitler Schau verstrahlten.

Dein Herz nur ist mein Werben und Verlangen,
Was ich dir geben kann ist arm, doch frei,
Ist ohne Zuthat, ohne Künstelei:
Ich gebe mich und will nur dich empfangen.

Hinweg, Verläumder! Enger noch verbindet
Das treue Seelenpaar was ihr erfindet.

CXXVI.

Mein schöner Freund, du hältst in Dienstbarkeit
Die Sichel und das Stundenglas der Zeit.
Dein Welken war ein Wachsen und du zeigst
Mein Sinken mir, indem du alternd steigst.

Die Herrin der Zerstörung, die Natur,
Scherzt mit der Zeit und fälscht den Gang der Uhr;
Im Vorwärtsgehen hält sie Dich zurück
Und schont in dir ein liebes Meisterstück.

Du bist ihr Kleinod. Dennoch hüte dich,
Es schirmt nicht ewig ihre Güte dich;
Ist allzuhoch die Zinsschuld aufgelaufen,
So muß sie Dich, das Unterpfand, verkaufen.

Fünftes Buch.

CXXVII.

Sonst hat, was schwarz ist, nie für schön gegolten;
War's schön — den Namen durft' es doch nicht tragen;
Der Schönheit Erbkind ist's in unsern Tagen
Und macht als Bastard ihren Ruf bescholten.

Seit wir zum Schminktopf unsre Zuflucht nahmen,
Seit Locken wallen von den kahlsten Stirnen,
Verlor die Schönheit ihren Eigennamen
Und führt ein Leben wie die feilen Dirnen.

Drum hat mein Liebchen rabenschwarze Augen;
Sie trauern, weil die Welt, verarmt an Reizen,
Nach Farben schmählich greift und scharfen Laugen,
Um Schönheitsloses dennoch schön zu beizen.

In diesen Augen scheint noch fortzudauern
Die Schönheit selbst, so reizend ist ihr Trauern,

CXXVIII

Gar oft erfüllt es mich mit stillem Neide
Wenn du, mein Liebchen, meine Ohrenweide,
Mit leichten Fingern auf die Tasten drückst,
Mit Saitenklang mein lauschend Ohr entzückst.

Das dreiste Holz im Aufundniedergleiten
Küßt deiner Hände zarte Innenseiten;
Von meiner Aerndte pflücken diese Tasten
Und meine Lippen müssen schaamroth fasten.

Es kitzelt sie, zu tauschen mit den Springern,
Die du zum Tanze führst mit deinen Fingern.
Wie darf das todte Holz beseeligt nippen
Was du versagst den lebensvollen Lippen?

Wenn dreiste Tasten so beglückt sein müssen, —
Laß sie die Finger, mich die Lippen küssen.

CXXIX. [4])

In wüster Schmach des Geistes Kraft verschwenden
Ist Lust in That. Die Lust ist bis zur That
Bereit mit Mord und Meineid sich zu schänden,
Wild, roh und grausam, falsch in ihrem Rath;

Doch, kaum genossen, weckt sie schon Verdruß.
Sinnlos erjagt und, wenn man sie erhascht,
Sinnlos gehaßt, vergiftet ihr Genuß
Zur Tollheit Jeden, der am Köder nascht.

Toll im Erstreben, im Besitz zumal,
Ein Ungethüm in glühender Begehr,
Im Kosten Wonne und gekostet Qual,
Als künftig Seeligkeit — ein Traum nachher: —

Das weiß die ganze Welt, doch Jeden blendet
Der Himmel, der mit dieser Hölle endet.

CXXX. 5)

Der Liebsten Augen sind kein Sonnenpaar
Auch nicht korallenroth die Lippen traun;
Dem Schnee verglichen ist ihr Busen braun,
Drahtringeln gleicht ihr schwarzes Lockenhaar.

Nicht nenn' ich ihren Athem balsamreich;
Nicht der Damascusrose buntes Prangen,
Halb roth, halb weiß, erwähl' ich zum Vergleich
Des Farbenschmucks auf meiner Liebsten Wangen.

So gern ich höre ihrer Kehle Laut,
So weiß ich doch, Musik hat bessern Klang.
Noch hab' ich keiner Göttin Gang geschaut,
Doch fühlt der Boden stets der Liebsten Gang.

Mir dünkt sie doch nicht minder auserlesen
Als irgend ein vergleichgeschminktes Wesen.

CXXXI.

Auch Du willst eben so tyrannisch sein
Als ob dich Schönheit stolz und grausam machte?
Du weißt es wohl, in meinem Herzen achte
Ich dich für meinen besten Edelstein;

Doch glaube mir, daß ich von Manchem höre
Zum Seufzen reizend sei'st du eben nicht.
Zum Widerspruch fehlt mir die Zuversicht
So sehr ich selbst auf deine Reize schwöre.

Und in der That, das ist kein falscher Schwur;
Denn — reizend bist Du mir trotz deiner Schwärze
Und an dein Antlitz denk ich seufzend nur,
Stets denkend — daß ein Anderer dich herze.

Man hat dich angeschwärzt! Erlogen ward's,
Nicht Du, mein Liebchen, nur — dein Herz ist schwarz.

CXXXII.

Dein Auge lieb ich. Diesem thut es leid
Daß mich dein Herz mit Kälte treulos quält;
Drum trägt es liebevoll ein Trauerkleid
Und fragt voll holden Mitleids was mir fehlt.

Nicht schöner schmücken kann die grauen Wangen
Des Ostens je der jungen Sonne Licht,
Den Westen je des Abendsternes Prangen,
Als diese Traueraugen dein Gesicht.

Wohlan, wenn's dir so reizend steht, zu trauern,
Laß auch dein Herz des Mitleids Stimme hören.
An jedem Theil beweise dein Bedauern
Durch gleiche Trauertracht. Dann will ich schwören:

Die Schwärze sei zur Schönheit unerläßlich
Und jede andre Antlitzfarbe häßlich.

CXXXIII.

Verdammniß auf das Herz, das meinem Herzen
Und dem des Freundes schlug so tiefe Wunden!
War's nicht genug, mit meiner Qual zu scherzen?
Nein, Er ward auch in's Sklavenjoch gebunden.

Erst hat dein grausam Auge mich erkoren
Zu seinem Raub, und dann mein zweites Ich;
So hab' ich ihn, mich selbst und dich verloren,
Dreimal gefoltert, dreimal fürchterlich.

Nimm in die Brust von Stahl mein Herz in Haft;
Da lös' es als ein bürgend Unterpfand
Des Freundes Herz. Hat meins die Hüterschaft,
So wehrt es ab des Schließers rauhe Hand.

Du gibst nicht nach, weil Alles dir gehört
Was ich besaß, nachdem du mich bethört.

* * *

CXXXIV.

So hab ich dir den Freund nun zuerkannt
Und mich zugleich gestellt als Unterpfand.
Willst du den Freund zu meinem Trost befrein,
So soll dies Unterpfand verfallen sein.

Du gibst ihn nicht und Er, er will nicht los,
Denn du bist geizig und sein Herz ist — groß.
Für mich nur bürgend hat er unterschrieben
Und ward als Zahlung selber eingetrieben.

In Allem nur auf deinen Nutzen siehst du,
Von Ihm sogar der Schönheit Frohnrecht ziehst du.
Für mich, den Schuldner, welchen du betrogen,
Erscheint der Freund und wird mir — eingezogen.

Verloren ist er mir. Du hast uns Zwei —
Er zahlt dich aus — und ich bin doch nicht frei.

CXXXV.

So manches Mädchen w ü n s c h t nur; Du — hast W i l l ' e n,
Hast Willen ganz, hast Willensüberfluß;
Doch ich, dein Quäler, will dich überfüllen,
Dein Wollen mehren durch ein Willensplus.

Willst du, so willig bald, bald eigenwillig,
Nicht meinen Willen auch in deinen hüllen?
Du findest das für Andre recht und billig,
Nur meinen Willen willst du nicht erfüllen.

Des Meeres Wasserdurst ist nie zu stillen,
Verschlingen muß es obendrein den Regen:
In gleicher Weise will ich meinen Willen
Zu deinem reichen Willensvorrath legen.

Sei hold und artig. Weißt du was ich will?
Nichts weiter sein als stets dein lieber
W i l l.

CXXXVI.

„Ich sei dein Will" antworte deiner Seele,
Im Fall sie schilt, daß du mich eingelassen.
Blind ist sie ja, gehorsam dem Befehle
Des Willens stets, — dann scheint es ihr zu passen.

Wenn ich die Eins zu großer Summe setze,
So bleibt die Summe fast unangeschwollen:
So thut sein Wollen Will zu Vieler Wollen,
Noch einen Schatz zur Unzahl deiner Schätze.

In dieser Unzahl laß mich ungezählt,
Wenn ich nur einer deiner Schätze bin.
Ja, sage selbst, gleich Null sei dein Gewinn,
Wenn mir, der Null, nur deine Huld nicht fehlt.

Wenn du nur lieben willst. Was Liebe will
In deiner Brust, bin ich — ich heiße
Will.

CXXXVII.

Was stellst du an, o Liebe, blinde Närrin,
Mit meinen Augen? Sehend sind sie blöde;
Die Schönheit kennen sie und ihre Herrin,
Und nennen doch das Beste schönheitsöde.

Aus falschen Blicken kannst du Haken biegen
An denen sich des Herzens Urtheil fängt!
Vor Anker soll mein Blick im Hafen liegen
In den sich eine ganze Flotte drängt?

Soll ich den Park zum allgemeinen Besten
Betrachten als mein wohlumhegtes Plätzchen?
Und wenn ich weiß, ich tafle nur von Resten,
Noch prahlen: seht, ich hab' ein treues Schätzchen?

In Herz und Auge, weil sie treulos waren,
Ist mir die falsche Pest hineingefahren.

CXXXVIII.

Sie schwört „Die Wahrheit selbst ist meine Zunge.“
Das glaub' ich ihr und — weiß daß sie mich prellt;
So glaubt sie mir, ich sei ein grüner Junge,
Noch ungewürfelt in der falschen Welt.

Sie weiß, vorbei sind meines Lenzes Zeiten
Und nennt mich jung. Ich glaub' es ihr beglückt
Und weiß, sie lügt. — So wird auf beiden Seiten
Von uns die schlichte Wahrheit unterdrückt.

Was zwingt sie, mir, daß sie mir treulos sei,
Mich aber, ihr mein Alter zu verhehlen?
Ach, beste Liebeslust ist Heuchelei
Und Lieb' im Alter haßt das Jahrezählen.

Einander täuschen wir mit süßem Heucheln
Uns täuschend unsre Fehler fortzuschmeicheln.

CXXXIX.

Verlange nicht daß ich dich noch vertheidige
Wenn deine Unhuld mir am Herzen frißt!
Mit keckem Wort, nicht mit dem Blick beleidige,
Gewaltthat übe statt der Hinterlist.

Wozu mich quälen mit dem Nadelstich
Der Schelmerei? Nicht diebisch seitwärts wandern
Laß deinen Blick, wenn ich dabei bin; sprich
Es offen aus, du liebest einen Andern.

Entschuldigt sei nun doch dein Augenspiel:
Du kennst das Unheil das du angestiftet,
Du weißt die Pfeile deines Blicks vergiftet
Und wählst aus Mitleid nun ein andres Ziel.

Sei mitleidslos. Ich bin ja doch verloren:
Laß deinen Blick mich ganz und gar durchbohren.

CXL.

Zur Grausamkeit, mein Lieb', die Klugheit paare,
Denn Worte sonst entpreßt mir deine Härte
In denen ich das Alles offenbare
Was mitleidslos an meinem Herzen zerrte.

Wie Aerzte selbst dem aufgegebnen Kranken
Noch immer mit Genesungshoffnung schmeicheln,
So lerne schlau verbergen die Gedanken
Und, wenn nicht lieben, so doch Liebe heucheln.

Wenn ich verzweifeln muß, so werd' ich toll
Und schwatze toll — dann ist dein Ruf verloren;
Du weißt , die Welt ist jetzt des Argen voll,
Der tollste Schwätzer findet gläubige Thoren.

Verhüte das. Dein Herz mag mich betrügen,
Doch deine Augen laß mir Liebe lügen.

CXLI.

Nicht mit den Augen lieb' ich dich; sie brachten
Mir Kunde nur von deiner Fehler Menge;
Mein Herz verschuldet's, daß an Dir ich hänge,
Es träumt und liebt wo jene nur verachten.

Dich hören nennt mein Ohr nicht eben baden
Im Wohllautsmeer. Dich tasten — ist gemein.
Geschmack, Geruch sind auch nicht eingeladen
Zu einem Sinnenfest mit dir allein.

Die Sinne sind zu Fünft' — und nicht im Stande
Ein thöricht Herz aus deinem Joch zu reißen
Das, zügellos, freiwillig wählt die Schande
Des deinen Unterthan und Sklav zu heißen.

Eins darf mir diese bittre Pest versüßen:
Sie läßt mich schon im Act der Sünde — büßen.

CXLII.

Lieb' ist mein Laster, deine Tugend Haß,
Haß meines Lasters — andrer Liebe wegen.
Willst du mein Laster, deine Tugend wägen?
Das Laster schlägt die Tugend um ein Aß.

Du tadle nicht. Sind deine Lippen reiner
Als meine von verbotenen Genüssen?
Hat sich mit treulos buhlerischen Küssen
Denn minder oft dein Mund befleckt als meiner?

Laß Lieb' als Recht mich so wie Die genießen
Auf die dein Auge richtet seine Flucht.
Das Mitleid laß in deinem Herzen sprießen,
Dann pflückst du selber einst des Mitleids Frucht.

Was du verleugnest, wirst du selbst begehren
Und dann so, wie du jetzt versagst, entbehren.

CXLIII.

Was hat die Mutter Eiliges zu thun?
Sie setzt vom Schooß zur Erde ihren Knaben
Und läuft hinaus. Entflogen ist ein Huhn;
Das will sie haschen, will sie wieder haben.

Verlassen läuft ihr Kleiner hinterdrein
Und weint und schreit und will die Mutter fangen;
Sie achtet nicht auf ihres Kindes Schrei'n,
Der Flüchtling ist ihr einziges Verlangen.

Zu haschen, was dich flieht, ist dein Begehren
Und ich, dein Bube, laufe hinterdrein.
Gelingt dein Fang, dann wolle wiederkehren,
Mich küssen und mir mutterfreundlich sein.

Kehr' um und mache meinen Jammer still
Und — habe deinen Willen — deinen
Will.

CXLIV.

Zwei Wesen lieb' ich, eines Trost, eins Qual;
Sie schalten über mich, zwei Geistern gleich:
Ein Mann, mein Engel, schön und ehrenreich,
Ein Weib, mein Teufel, arg, von Farbe fahl.

Damit auch Er sein Herz nicht rein bewahre,
Auch ihn ihr eitel schnöder Stolz verleite,
Lockt Sie den Engel fort von meiner Seite,
Daß Ich noch schleuniger zur Hölle fahre.

Voll Argwohn, frag' ich dennoch ungewiß:
Ward auch mein Engel schon zum bösen Feinde?
Mich meiden sie — sie Beide wurden Freunde —
Verfiel er ihrer Höllenfinsterniß?

So muß ich zweifelnd leben, bis vielleicht
Mein guter Engel meinem Teufel weicht.

CXLV.

Erwidernd meines Herzens Ruf
Entflieht das harte Wort „ich hasse"
Den Lippen, die die Liebe schuf.
Da nimmt sie's wahr, daß ich erblasse
Und Mitleid schleicht sich in ihr Herz.
Sie schilt die Zunge, die so zart
Sich sonst bewegt in holdem Scherz
Und lehrt sie Grüße andrer Art.
Denn wie der holde Himmelstag
Folgt auf die schwarze Höllennacht,
So folgte dem „ich hasse" nach
Ein Wort, das Alles gut gemacht.
„Ich hasse" — rief sie — Haß entwich,
Ich lebte wieder auf — „nicht Dich."

CXLVI.

O Seele, Sündenstaubes Mittelpunkt,
Dich narren die Rebellen die dich kleiden.
Wie du nur Schmerzen magst und Hunger leiden
Wenn deine Wohnung reich und lustig prunkt?

Ist nicht dein Miethvertrag so kurz bemessen?
Wozu so viel auf ihren Schmuck verschwenden
Daß diesen Aufwand erbend Würmer fressen?
Du weißt es wohl, so soll dein Körper enden.

Laß lieber denn sich deine Diener placken
Und hungern, deinen Vorrath zu vermehren.
Lös' Himmelsmiethzins durch Verkauf der Schlacken;
Du mußt, von außen arm, dein Innres nähren.

Wenn dich der Tod, der Menschenzehrer speis't,
So stirbt der Tod und Leben schöpft der Geist.

CXLVII.

Mein Lieben ist ein Fieber. Es begehrt
Nach Stoffen, welche nur die Krankheit steigern;
Es kann die Kost, die nur das Uebel nährt,
In siecher Lüsternheit sich nicht verweigern.

Vernunft, der Arzt, ist grollend fortgegangen
Denn übertreten hab' ich sein Gebot.
Es wächst kein Kraut für dieses Gluthverlangen,
Verzweifelnd seh' ich's ein, es ist der Tod.

Unheilbar aufgegeben und verloren
Umspinnt mich Wahnsinn schon mit wirren Fäden;
Ich denke, schwatze, wie verdrehte Thoren,
Ein Hohn der Wahrheit nur sind meine Reden.

Denn schwörend preis' ich deiner Schönheit Macht
Und schwärzer bist du, denn der Hölle Nacht.

* * *

CXLVIII.

Verdunkelte die Liebe meine Augen
Und zeigen diese mir nur Traumgesichte?
Sind's die Gedanken, die nicht länger taugen
Auch wahr zu ordnen wahre Sehberichte?

Wofern das schön ist, was mein Auge rührt,
Warum erklärt es alle Welt für häßlich?
Doch ist es nicht schön, was mich so verführt,
Dann ist der Liebe Auge nicht verläßlich.

Wie sollt' es auch! Wenn es von Thränen rinnt,
Sich müde wacht, wie kann es schaun was wahr ist?
Kein Wunder ist mein Irrthum. Wolkenblind
Bleibt auch die Sonne bis der Himmel klar ist.

Die Fehler deckend macht die Liebe schlau
Die Augen blind mit ihrem Thränenthau.

CXLIX.

Grausame, sagst du noch, ich liebe nicht
Wenn ich für dich stets gegen mich Partei bin,
Nur dein gedenk, vergessen jeder Pflicht
An mir der Scherge deiner Tyrannei bin?

Wer ist mein Freund, der dich zu hassen wagt?
Wem, wenn du grollst, bin ich noch hold gestimmt?
Ich, der sich selber, wenn du zürnst, verklagt,
Für dich an sich in Selbstpein Rache nimmt?

Wird meines Wesens beste Eigenschaft
Nicht stolz in deinem Dienste zum Gebrechen?
Dein Auge winkt — und meine Geisteskraft
Treibt Götzendienst mit allen Deinen Schwächen.

Drum hasse mich; denn liebenswürdig sind
Für dich nur Sehende, und ich bin blind.

CL.

Von wannen nur empfingst du diese Macht
Mein Herz mit lauter Mängeln zu bethören?
„Mein scharfes Auge lügt; Tag ist die Nacht,
Die Schwärze licht“ so möcht' ich oftmals schwören. —

Wer lehrte dich, durch Fehler so verführlich sein
Und selbst in deines Treibens letztem Reste
So reich an Kraft, so künstlerisch und zierlich sein?
Dein Schlimmstes übertrifft für mich das Beste.

Was läßt mich desto mehr in Liebe schmachten
Je mehr ich guten Grund zum Hasse fand?
Doch — lieb' ich auch, was Andere verachten,
Darfst Du, wie sie, verachten meinen Stand?

Je mehr dein Unwerth meine Liebe nährt
Um desto mehr bin ich der Liebe werth.

CLI.

Ja, das Gewissen ist der Liebe Kind,
Doch sie erkennt es nicht, sie ist zu jung.
Verschlucke, Diebchen, die Beschuldigung,
Da meine Sünden dein Verschulden sind.

Denn Du verführst mich, wenn ich zum Verrath
Des Leibes meine Seele mit verleite.
Die Seele ruft dem Leibe zu „Erstreite
Der Liebe Sieg!“ Den Rath verdreht die That:

Dich nennen hört der Leib, springt auf und hält
Dich für den Siegespreis! Stolz auf sein Recht
Gibt er sich willig her zu deinem Knecht,
Der dich vertritt, für dich nur steht und fällt.

Für dich zu stehn und — fallen ist mein Loos;
Drum lieb' ich dich. — Ist das gewissenlos?

CLII.

Du weißt, dich liebend brech' ich einen Eid;
Doch Du brichst zwiefach die geschworne Treue.
Du hast für mich gelobte Pflicht entweiht,
Nun, gleich der alten, hassest du die neue.

Allein was schelt' ich zwei gebrochne Schwüre
Wenn ich weit mehr, wenn ich wohl zwanzig brach
Und einzig schwur, auf daß dich Täuschung rühre!
Du hörtest niemals Wahrheit wenn ich sprach.

Geschworen hab' ich oft bei deiner Milde,
Bei deiner wandellosen Treue gar,
Geschworen hab' ich selbst bei deinem Bilde,
Bei deiner Huld — als ob ich litt' am Staar.

Ich schwur bei deiner Schönheit Glanz und Reinheit —
So war doch zweifellos mein Eid nur Meineid.

CLIII.

Cupido schlief, die Fackel neben sich,
Als ihn Dianens Dienerin beschlich
Um rasch die Zünderin der Liebesgluth
Zu tauchen in des Thalquells kühle Fluth.

Sogleich in's Kochen kam die kalte Welle;
Sie sprudelt heute noch als heiße Quelle.
Die Leute reisen hin, darin zu baden
Und Heilung findet mancher Leibesschaden.

Doch Feuer nahm von Liebchens Augenkerzen
Cupido sich und probt 's an meinem Herzen.
So ward ich krank. Zu jenem Bade fuhr
Ich hoffend hin — erfolglos war die Kur.

Ein Bad nur kann zu meiner Heilung taugen:
Cupidos Feuerquell, der Liebsten Augen.

CLIV. 6)

Der kleine Gott der Liebe sank in Schlaf,
Die Herzensfackel fiel ihm aus der Hand,
Als ihn ein Schwarm von keuschen Nymphen traf;
Sogleich ergriff die Schönste seinen Brand.

So war im Schlaf dem König heißer Lust
Von spröder Hand der Herrscherstab entwendet
Mit dem er siegend jede Menschenbrust
Beherrscht und Millionen Augen blendet.

In kühler Quelle löschte sie die Gluth,
Bei welcher nun die Kranken badend weilen;
Doch welche Wunder ihre Wärme thut,
Mich kann sie nicht von Liebesknechtschaft heilen.

Das Wasser selbst kann Liebesgluthen fühlen,
Doch Liebesgluthen kann kein Wasser kühlen.

Venus und Adonis.

Widmung.

Villa miretur vulgus, mihi flavus Apollo
Pocula Castalia plena ministret aqua.
Ovid.

Dem hochgebornen Herrn Heinrich Wriothesley

Grafen von Southampton und Baron von Tichfield.

Ich weiß nicht, hochgeborner Herr, ob ich Sie nicht beleidige durch die Zueignung meiner ungefeilten Verse, und ob mich die Welt nicht dafür tadeln wird, daß ich einen so starken Pfeiler wähle, um eine so schwache Last zu stützen. Wenn ich aber Ew. Gnaden Beifall erlangen kann, so werde ich das für das höchste Lob halten und ein Gelübde thun, alle meine Mußestunden zu nutzen, bis ich Ihnen meine Ehrerbietung durch ein Werk von größerer Bedeutung bewiesen habe. Sollte sich indeß dieser erstgeborne Sprößling meiner Erfindung als mißgestaltet erweisen, so würde es mich bekümmern, demselben einen so edeln Pathen gewählt zu haben und ich aus Furcht vor einer gleich schlechten Aerndte einen so unfruchtbaren Boden

niemals wieder beackern. Ich überlasse es Ew. Gnaden zur Prüfung und Ew. Gnaden selbst der Zufriedenheit Ihres Herzens, von der ich wünsche, daß sie stets Ihrem eigenen Wunsche und der hoffnungsvollen Erwartung der Welt entsprechen möge.

Euer Gnaden ergebenster

William Shakespeare.

1.

Aus thränenvollen Morgenwolken lacht
Hervor das Purpurangesicht der Sonne.
Adonis geht an's Waidwerk; denn die Jagd
Ist seine Lust, sein Spott die Liebeswonne.
Ihm nach eilt Venus, lodernd von Begehren
Ihm offen ihre Liebe zu erklären.

2.

„Wie bist du schön! Die schönste Blume kann,
Ich selber kann mich nicht mit dir vergleichen,
Du Neid der Nymphen, Wunderbild von Mann,
Dem rothe Rosen, weiße Tauben weichen;
Dich schaffend schalt ihr eigenes Verschwenden
Natur und sprach: mit ihm soll Alles enden.

3.

„Steig ab von deinem Hengst, mein holder Knabe,
Den Zügel binde fest am Sattelеisen,
Dann will ich dich, bereit zur Gegengabe,
In süß geheimen Künsten unterweisen.
Hier setze dich, hier zischen keine Schlangen;
Mit Küssen decken will ich deine Wangen.

4.

„Dein Mund befürchte keinen Ueberdruß;
Noch Mangel soll er in der Fülle fühlen,
Bald glühn von zwanzig Küsse langem Kuß
Bald unter Zehntelsküßchen schnell verkühlen;
Bewirken soll das süße Spiel der Minne
Daß stundenschnell der Sommertag verrinne.“

5.

Ergriffen hat sie seine feuchte Hand
Und fühlt in ihr der Mannheit Mark und Kraft.
„Ihr Bestes hat die Erde mir gesandt“
So denkt sie und erbebt vor Leidenschaft,
Und Muth und Stärke leiht ihr die Begier
Ihn dreist herabzuziehn von seinem Thier.

6.

Den Zügel um den linken Arm geschlungen
Umfängt sie mit dem rechten ihre Beute,
Den allerliebsten, doch verblüfften Jungen
Der blöde, roth und keuchend rückwärts scheute.
Von Lust erglüht ihr Antlitz kohlenheiß,
Seins nur von Schaam, sein Herz ist kalt wie Eis.

7.

Den schmucken Zügel hat die flinke Hand
Der Liebe rasch um einen Ast geknüpft,
Das Roß ist fest; nun sorgt sie, gleich gewandt,
Daß ihr der schöne Reiter nicht entschlüpft.
Sie ließe lieber sich von ihm besiegen
Und muß ihn selber rückwärts niederbiegen.

8.

Sogleich den Platz an seiner Seite wählt
Im Rasen sie und streichelt seine Wangen;
Er grollt und murrt; doch eh die Lippe schmält
Hat schon ein Kuß das Wort ihr abgefangen.
„Den Worten, stammelt sie, die mich verdrießen
Muß ich sogleich die bösen Lippen schließen.“

9.

Ihm flammt das Antlitz mädchenhaft erschrocken,
Sie netzt es kühl mit Thränen die nur lächeln,
Um seufzend dann mit ihren goldnen Locken
Dies Naß von seinen Wangen fort zu fächeln.
Er nennt sie dreist, er nennt sie unbescheiden,
Sie — küßt ihn um sein Schelten abzuschneiden.

10.

Dem Adler gleicht sie, der nach langem Fasten
Wild flatternd stillt des Hungers scharfe Pein
Und rasch den Raub, den seine Krallen faßten,
Hinunter schlingt mit Federn, Fleisch und Bein.
Sie küßt den Mund, die Stirn, die Augenlider
Und wo sie aufhört, da beginnt sie wieder.

11.

Er muß es grollend und gezwungen leiden,
Er bläst ihr in's Gesicht und schnappt nach Luft;
Sie scheint an seinem Athem sich zu weiden
Und nennt ihn Himmelsthau und Balsamduft,
Sie wünscht sich statt der Wangen Blüthenauen,
Mit diesem Hauch die Blumen zu bethauen.

12.

Dem Vogel ähnlich, den das Netz umstrickte,
Adonis in der Göttin Armen ruht;
Noch glänzender vor Zorn sein Auge blickte,
Noch schöner macht ihn seine blöde Wuth.
So wird ein voller Fluß nach Regenfällen
Gewaltig über seine Ufer schwellen.

13

Sie fleht ihn an, — ihr Flehen klingt so hold;
Denn seine Schönheit modelt ihren Ton,
Indessen er noch immer murrt und schmollt,
Bald blaß wie Schnee, bald roth wie Purpurmohn;
Die Röthe scheint am schönsten ihn zu schmücken,
Doch, wird er weiß, dann ist es zum Entzücken.

14.

Gleichviel, er mag erröthen, mag erbleichen,
Sie liebt ihn stets, sie hebt die Götterhand
Und schwört von seinem Herzen nie zu weichen
Bis er das Ziel der Thränen zugestand
Die lange schon von ihren Wimpern strahlen:
Ein süßer Kuß soll diese Schuld bezahlen.

15.

Das scheue Wasserhuhn, kaum aufgetaucht,
Geht schnell, sobald es Jemand sieht, zu Grunde;
So kommt er, da sie diese List gebraucht,
Ihr schon entgegen mit gespitztem Munde —
Kaum will sie von dem süßen Kelche nippen
So zuckt er blinzelnd und verbirgt die Lippen.

16.

Der Durst des Wandrers in der Mittagsgluth
Ist nicht mit ihrem Lechzen zu vergleichen;
Sie badet in der heißersehnten Fluth
Und kann sie mit dem Munde nicht erreichen.
„O Knabe Kieselherz, sei nicht so spröde!
Ich will nur einen Kuß — Was bist du blöde!

17.

„Wie dir das meine, galt einst mir das Schmachten
Des wilden Mars, der nie den Nacken bog
Vor einem Feind, der sich ergötzt an Schlachten,
Aus jedem Streit hervor als Sieger zog.
Er gab sich mir, um endlich zu erlangen
Was Dir ich schenken will, als Sklav gefangen.

18.

In meinen Tempel hängt' er seine Lanze,
Den beulenvollen Schild, den Siegeshelm,
Für mich ergab er sich dem Spiel, dem Tanze,
Dem eiteln Tand und ward ein loser Schelm;
Der Bogenspanner ward ein Brustumspanner,
Mein Bett sein Zelt, mein Nachtgewand sein Banner.

19.

So wußt' ich den, der alle Welt besiegt,
Mit meinen Rosenketten zu umflechten,
Die Kraft, vor der der stärkste Stahl sich biegt,
Durch meiner Launen Sprödigkeit zu knechten.
Nicht stolzem Uebermuth gib Du dich hin
Weil du besiegtest seine Siegerin.

20.

Berühre nur mit deinen Lippen meine,
Roth sind auch sie, obschon nicht ganz so reizend,
Der Kuß ist dann der meine wie der deine.
Was schaust du nieder, mit den Augen geizend?
Wie meine Augen deine Schönheit spiegeln,
Laß deinen Mund sich in den meinen siegeln.

21.

„Du schämst dich? — Thu' wie wenn du schliefst; — ich schlage
Mein Auge nieder — dann umgibt uns Nacht.
Die Liebe hält zu zweit nur ihr Gelage —
So sei doch dreist — wir scherzen unbewacht;
Die Veilchen hier im Rasen wo wir ruhn
Sind stumm und ahnen schwerlich was wir thun.

22.

Der Flaum auf deiner Lippe nennt dich zwar
Noch unreif, doch schon angenehm zum kosten;
Nimm doch die Zeit, nimm deinen Vortheil wahr,
Die Schönheit soll nicht in sich selbst verrosten.
Man pflückt zur Zeit der höchsten Wohlgestalt
Die Blumen ab, denn sie verwelken bald.

23.

Ich bin ja nicht vergilbt und mißgestaltet,
Verwachsen, plump, engbrüstig, oder heiser;
Das Alter hat mein Antlitz nicht gefaltet,
Noch bin ich saftlos wie verdorrte Reiser.
Ich würde dann zu dir mit nichten passen —
Doch ich bin makellos — weshalb mich hassen?

24.

Ein Fältchen zeigt dir meine Stirne schwerlich,
Mein blaues Auge funkelt strahlenreich,
Mein Reiz erneut sich wie der Frühling jährlich,
Mein Mark ist heiß, mein Fleisch ist voll und weich,
Und nimmst du meine Hände in die deinen,
So werden sie dir feucht zu schmelzen scheinen.

25.

Mein Plaudern soll dein lauschend Ohr entzücken,
Die Locken lösend schweb' ich auf der Flur
Im Feeenschritt und meine Sohlen drücken
Im grünen Gras, im Sande keine Spur,
Weil gleich den Flammen, überirdisch leicht
Der Liebe Feuergeist nach oben steigt.

26.

Sieh, diese Primeln stützen meine Hüfte
Und keine biegt sich unter meiner Last;
Zwei schwache Tauben ziehn mich durch die Lüfte
Vom frühen Morgen bis zur Abendrast. —
Kann Liebe dir, du süßer Knabe, schaden?
Sie ist so leicht, sie wird dich nicht beladen.

27.

Hat dein Gesicht dir selbst den Kopf verdreht?
Kann deine rechte Hand die linke lieben?
So wirb um dich, sei von dir selbst verschmäht,
Dir selbst die Freiheit stehlend sprich von Dieben;
So sprang Narciß verliebt sich selber nach
Und sank, sein Bild zu küssen, in den Bach.

28.

Die Fackel scheine und die Perle schmücke,
Die frische Schönheit labe mit Genuß,
Es trägt der Baum, daß man die Früchte pflücke;
Was nur für sich ist, das ist Ueberfluß.
Der Same keimt, die Schönheit treibe Sprossen —
Du bist erzeugt — was hältst du dich verschlossen?

29.

Wie darfst du dich vom Erdenwachsthum nähren
Wenn Du der Erde keine Früchte trägst?
Du bist geboren — laß dich fort gebären
Und lebe, wenn du dich zum Sterben legst;
Denn erbt ein Ebenbild von dir die Züge,
So wird des Todes Macht an dir zur Lüge."

30.

Die Liebeskönigin fing an zu schwitzen,
Denn ihren Ruheplatz verließ der Schatten;
Voll Eifersucht begann herabzublitzen
Der Sonnengott auf diese Blumenmatten;
Er wünscht, Adonis lenkte seine Rosse,
Er selber wäre Cypria's Genosse.

31.

Wie, wenn der Himmel sich in Wolken hüllt,
Die Sonne taucht in eine Nebelschicht,
So ward Adonis finster; Trotz erfüllt
Den hellen Blick und trübt sein Angesicht.
„Pfui, ruft er aus, kein weiter Liebeswort —
Die Sonne brennt so heiß — nun muß ich fort."

32.

„Du bist so jung, und doch so hart gesinnt?
Versetzt die Göttin „Willst du wirklich scheiden?
Mein Götterathem soll als kühler Wind
Die Spitzen stumpf den Sonnenstrahlen schneiden;
Ich will mein Haar als Schirm dazwischen hängen
Und dich mit meinen Thränen kühl besprengen.

33

„Die Sonne scheint ja doch nur eben warm,
Ich liege zwischen dir und ihren Strahlen,
Ihr Licht empfind' ich als den kleinsten Harm,
Dein Blick entzündet mich mit andern Qualen;
Ich wäre, sterblich, lange schon zerronnen
Von diesen Doppelgluthen zweier Sonnen.

34.

„Bist du denn wirklich hart wie Stahl und Stein?
Ja härter noch — denn diesen höhlt der Regen.
Du bist ein Weibersohn — Kann dich die Pein
Der unerhörten Liebe nicht bewegen?
So hart wie du war deine Mutter schwerlich,
Sonst wäre mir dein Dasein unerklärlich.

35.

„Bin ich dir nichts, du störrischer Verächter?
Du denkst wohl, meine Liebe bringt dich um?
Macht deinen Mund ein armes Küßchen schlechter?
Sprich, Holder, — aber hold, — sonst bleibe stumm,
Gib mir den Kuß, daß mit dem Kapitale
Ich dir als Zins noch einen zweiten zahle.

36.

„Pfui, todtes Bild, empfindungsleerer Stein
Ein Götze bist du, bunt, doch regungslos,
Ein schöner Marmor für den Augenschein.
Du bist kein Mann, dich trug kein Weib im Schooß,
Du scheinst es nur, denn ächte Männer müssen
Ein schönes Weib aus eignem Antrieb küssen."

37.

Die Zung', ihr Anwalt, kommt in Leidenschaft
Und bricht die Rede ab vor Ungeduld;
Die Richterin ist selbst in Liebeshaft,
Das Auge blitzt, die Wange glüht von Schuld;
Sie möchte sprechen, doch die Thränen rinnen
Und seufzend bleibt sie stecken im Beginnen.

38.

Sie schüttelt bald ihr Haupt, bald seine Hand,
Muß bald auf ihn, bald vor sich nieder blicken;
Die Arme schlingt sie wie ein weißes Band
Um ihn herum — er läßt sich nicht umstricken,
Und wenn er ihr entschlüpft gleich einem Ringer,
Krampft sie zusammen ihre Lilienfinger.

39.

„Mein Schatz, mit diesem Zaun von Elfenbein
Umheg ich dich und hindre deine Flucht,
Du sollst der Hirsch in meinem Wildpark sein,
Dich äsen auf den Höhn, in tiefer Schlucht;
Erst grase diese Lippenhügel kahl,
Dann lösche deinen Durst im Quellenthal.

40.

„Das frei'ste Spiel in diesem Raum gestatt' ich,
Da kannst du dich an süßer Weide pflegen;
Gewölbte Hügel, Büsche, dicht und schattig
Beschirmen dich vor jedem Sturm und Regen;
Ja, sei der Hirsch auf diesem Weidegrunde,
Da stört dich nirgend das Gebell der Hunde.

41.

Doch spöttisch lacht hiezu der schöne Knabe
Daß ihm ein Grübchen beide Wangen ziert,
Das ganz gewiß die Liebe selbst zum Grabe
Sich wählt, wenn sie das Leben einst verliert.
Sie wüßte wohl, sich diese Gruft erwerben,
Drin Liebe lebt, das hieße niemals sterben.

42.

Bezaubert muß in dieses Höhlenpaar
Hinab der Sinn der Liebesgöttin gleiten.
Sie, die betäubt vom ersten Schlage war,
Wozu bedarf sie jetzt noch dieses zweiten?
Ach, nur ihr eigenes Gesetz umstrickt sie:
Ein Lächeln der Verachtung selbst entzückt sie.

43.

Was soll sie weiter sagen, was beginnen?
Das Wort verstummt, ihr Leid ist doppelt groß;
Die Zeit verstrich, nun will auch er von hinnen
Und windet sich aus ihren Armen los.
„Ein freundlich Wort nur, eine Gunstgebärde!
So ruft sie, doch er springt zu seinem Pferde.

44.

Doch sieh, im nahen Waldesdickicht wittert
Adonis Renner eine Stute längst;
Er bäumt sich, schnaubt, er wiehert, stampft und zittert,
Entgegen eilt die Stute schon dem Hengst.
Nun sieht er sie — gefesselt an den Baum
Erhebt er sich und reißt entzwei den Zaum.

45.

Stolz schwingt er sich empor zu weiten Sätzen
Ein mächtig Wiehern ist sein Liebesruf,
Zur Seite fliegt der Sattelgurt in Fetzen
Die Erde dröhnt von seinem harten Huf;
Er zwingt, womit die Menschen ihn bezwangen,
Sein Zahn zerknirscht den Stahl der Zügelstangen.

46.

Er spitzt das Ohr; die glattgekämmte Mähne
Des krummen Halses sträubt sich starr empor,
Die Nüstern bilden eine Rauchfontäne
Und blasen Dämpfe wie ein Ofenrohr,
Die Augen sprühen wilde Zornesfunken,
Er ist von Muth und von Verlangen trunken.

47.

Bald trabt er, stolz auf seine Zierlichkeit
Als ob er jeden seiner Tritte mäße,
Bald bäumt er sich zu Sätzen klafterweit
Als früg' er, wer wohl solche Kraft besäße.
Was ist bei diesem ganzen Spiel sein Sinnen?
Die Gunst der schönen Stute zu gewinnen.

48.

Was kümmert jetzt ihn seines Reiters Zorn,
Sein Schmeichelruf, sein Holla oder Halt;
Was fragt er jetzt nach Stangenzaum und Sporn,
Nach buntem Schmuck für seine Wohlgestalt?
Die Buhle sieht er die er heiß begehrt
Denn weiter scheint ihm nichts mehr sehenswerth.

49.

Ein Maler wagt mit seiner Meisterschaft
Wohl über die Natur hinaus zu streben
Und malt ein Pferd, so ganz untadelhaft,
Wie nirgend eins gefunden wird im Leben;
Hier hat Natur nach gleichem Ziel gerungen,
Das Pferdemuster selbst ist ihr gelungen.

50.

Huf — rundlich; Köthen — lang und haarbedeckt;
Groß — Aug' und Nüster, zierlich Kopf und Ohren;
Kamm hoch; Brust voll; Kreuz breit; Gang weit gestreckt;
Schweif buschig; Hauthaar sammetkurz geschoren:
Kein Merkmal fehlt und man vermißt nichts weiter
Als auf dem stolzen Hengst den stolzen Reiter.

51.

Jetzt schießt er fort, jetzt steht er lauschend still,
Jetzt kracht ein trockner Zweig und schreckt ihn auf;
Als ob er mit dem Winde wetten will
Kehrt er zurück, es ist mehr Flug als Lauf
Daß in den Lüften flatternd Schweif und Mähnen
Den Flügelfedern eines Vogels ähnen.

52.

Er blickt auf sie und wiehert ihr entgegen,
Ihr Wiehern sagt, sie wisse was er meine,
Doch spröde thut sie noch wie Weiber pflegen,
Und zeigt ihm neckisch ihre Hinterbeine.
Sie spottet sein: bald scheint sie ihn zu rufen,
Bald, wird er zärtlich, droht sie mit den Hufen.

53.

Das scheint ihn zu verstimmen und ermatten;
Gleich einem Federbusch sich seitwärts biegen
Läßt er den Schweif, die Lende kühl beschatten,
Und stampft und beißt in seinem Grimm nach — Fliegen;
Sie sieht ihn toben, ihre Neigung regt sich
Ihr Sträuben schwindet, seine Wildheit legt sich.

54.

Da kommt sein Herr und denkt ihn einzufangen
Kaum aber nimmt die Stute diesen wahr
So reißt sie vor ihm aus und durchgegangen
Ist auch der Hengst. Adonis sieht das Paar
Im Lauf den Flug der Krähen überwinden
Die mit ihm ziehn, und fern im Wald verschwinden.

55.

Er setzt sich matt und außer Athem nieder
Und murmelt vor sich hin: Verwünschtes Thier!
Doch hoffen darf die Liebesgöttin wieder
Und Worte leihn der flammenden Begier.
Denn dreifach, sagt man, sei der Liebe Gram
Wenn harter Zwang ihr auch das Wort benahm.

56.

Gedämmte Ströme schwellen wilder an
Verschlossne Oefen doppelt heiß erglühn;
So steigt der Kummer durch des Schweigens Bann
Und Worte lindern unsre Liebesmühn;
Doch wird der Mund, des Herzens Anwalt, stumm
So kommt sein Schützling vor Verzweiflung um.

57.

Er sieht sie kommen und beginnt zu glühn,
Wie fast verglimmte Kohlen wenn wir blasen,
Sucht sich die Mütze ins Gesicht zu ziehn
Und schaut verlegen vor sich auf den Rasen
Als ob er nicht auf ihre Nähe achtet,
Obgleich sein Auge schielend sie betrachtet.

58.

Ein köstlich Bild! Sie nähert sich verstohlen
Mit leichtem Tritt dem täppisch blöden Knaben;
Jetzt flammt ihr Angesicht wie rothe Kohlen,
Jetzt liegt die Röthe unter Schnee begraben;
Es spielt ein Wechselsturm auf ihren Wangen,
Schon haben sie zu blitzen angefangen.

59.

Nun steht sie wo Adonis sitzend ruht,
Nun knie't sie nieder schwärmerischer Weise;
Die holde Rechte lüftet seinen Hut
Die Linke streichelt seine Wange leise,
Die rasch ein Bild von jedem Finger trägt,
Wie jede Spur in frischen Schnee sich prägt.

60.

Die Beiden führen einen Krieg mit Blicken;
So hat er ihre Augen nie gesehn
Und eine Regung strebt er zu ersticken
Sich endlich hinzugeben ihrem Flehn;
Auf ihre Wimpern tritt ein Thränenregen,
Als Chor die stumme Handlung auszulegen.

61.

Voll Zärtlichkeit ergreift sie seine Hand
Daß schneeumschlossen diese Lilie scheint,
Ein Elfenbein mit Alabasterrand,
Ein weißer Freund umfaßt vom weißen Feind;
Sie hält sie fest — er will es nicht erlauben —
So schnäbeln sich zwei silberweiße Tauben.

62.

Ihr Denkwerk hebt zu spielen wieder an:
„Du schönster Pilger auf dem Erdenrund,
Wärst Du doch ich und ich statt deiner Mann,
Ich herzensheil wie du, du herzenswund; —
Ein Blick von dir, so heilt' ich deine Qualen
Und müßt' ich's auch mit meinem Leben zahlen."

63.

„„Laß los die Hand! Wozu sie so befühlen?““
„Laß los mein Herz, dann will ich's dir versprechen;
Deins würde meins zu hartem Stahl verkühlen;
Kein weicher Seufzer könnte Bilder stechen
In diesen Stahl und unerwidert bliebe
Durch dich hinfort der Sehnsuchtsruf der Liebe.“

64.

„„Pfui, schäme dich! Die Hand und mich laß frei!
Mein Pferd ist fort; es ist für heut mit Jagen
Und aller Lust durch deine Schuld vorbei;
Laß mich allein, hör auf, mich hier zu plagen.
Dies ist das Einzige, was ich begehre:
Erlöse meinen Hengst von jener Mähre.““

65.

„Dein Hengst erfüllt, was die Natur bestimmt
Und weiß der Lust Gelegenheit zu schätzen;
Wenn ungelöscht der Neigung Kohle glimmt
Muß sie das ganze Herz in Brand versetzen.
Ein Ufer hat das Meer, keins das Verlangen,
Kein Wunder daß dein Renner durchgegangen.

66.

„Gleich einem Klepper stand er dort am Baum
Mit Lederfesseln wie ein Sklav gebunden;
Die Buhle schauend hat er seinen Zaum
Als unerträglich harte Schmach empfunden, —
In Fetzen warf er ihn zur Erde nieder
Und regt' in stolzer Freiheit seine Glieder.

67.

„Wer sieht im Bett sein Liebchen unverhüllt
Noch weißer schimmern als das weiße Linnen,
Und trachtet nicht, wenn sich sein Blick gefüllt,
Nach gleicher Lust mit allen seinen Sinnen?
Wer ist so zaghaft, daß er nicht im Kalten
Die Hände wagt hart an den Heerd zu halten?

68.

„Du sollst verzeihn und — lernen, süßer Knabe
Von deinem Hengst, ich bitte dich darum.
Genieße gern die dargebotne Gabe,
Das lehrt er, blieb' auch meine Lippe stumm.
Ja, lerne lieben. Dieser Unterricht
Ist leicht. Wer's einmal kann verlernt es nicht.

69.

„„Von Liebe weiß ich, will ich auch nichts wissen,
Sie müßte denn ein Eber sein und hetzbar.
Wer liebt, der muß; ich aber mag nicht müssen;
Als Ziel des Spott's nur dünkt mir Liebe schätzbar.
Sie soll ein Sterben sein das Leben scheint
Und in demselben Athem lacht und weint.

70.

„„Wer trüge wohl ein halbgenähtes Kleid,
Wer pflückt die Knospen, die sich noch nicht färben?
Nimm dem was sproßt nur eine Kleinigkeit
So wird's im Lenz schon welken und verderben.
Wenn man ein Füllen reitet und beschwert
So wird aus ihm ein schlechtes schwaches Pferd.

71.

„„Au! Laß mich los! — Nun müssen wir uns trennen,
Dein Plaudern findet doch nur taube Ohren.
Wozu mein Herz noch länger so berennen?
Du schlägst umsonst Alarm vor seinen Thoren;
Dein Schmeichelwort, dein falscher Thränenregen
Wird nie den harten Wall in Bresche legen.“

72.

„Auch reden kannst du? Dacht' ich doch, dir fehle
Die Zunge! — Hätt' ich lieber keine Ohren;
Denn beim Sirenenton aus deiner Kehle
Geht ganz und gar mein armes Herz verloren;
Ach, böse Worte, die mich grausam höhnen
Vernahm ich zwischen süßen Himmelstönen.

73.

Erblindet, würd' ich deine unsichtbare
Inwend'ge Schönheit mit den Ohren lieben
Und wär ich taub — was tastend ich gewahre
Erfüllte meine Brust mit gleichen Trieben;
Ob taub und blind, der Wunsch dich zu besitzen
Ergriffe mich durch meine Fingerspitzen.

74.

Ja, wär ich blind und taub und obendrein
Auch in den Fingern ganz empfindungslos
Und hätte nur noch den Geruch allein,
Die Liebe wäre doch nicht minder groß
Weil die Retorte deiner Wangenhaut
Berauschend feine Liebesdüfte braut.

75.

Wie wonnig vollends wär es, dich zu schmecken
Indeß die andern Sinne mit genössen
Und, um die Tafel gar nicht abzudecken,
Die Thür durch ihren Diener Argwohn schlössen
Daß nicht der unwillkommenste der Gäste,
Die Eifersucht, sie störe bei dem Feste.

76.

Er öffnet nochmals die Rubinenpforten
Durch die sein Wort hervor wie Honig dringt,
Dem rothen Morgen gleich, der aller Orten
Dem Seemann Schiffbruch, Sturm dem Felde bringt,
Dem Schäfer Noth, den Vögeln viel Beschwerden
Und Sturm und Guß den Hirten und den Heerden.

77.

Sie merkt sogleich dies böse Wetterzeichen;
Die Beere droht zu platzen und beflecken,
Bald regnet's, denn der Wind ist schon im Weichen,
Des Wolfs Geheul folgt rasch dem Zähneblecken;
So weiß sie was er meint nur allzugut
Obgleich im Laufe noch die Kugel ruht.

78.

Sie sinkt wie todt vor seinem Blicke nieder;
Denn Liebe lebt und stirbt durch einen Blick,
Was Zorn verwundet, heilt ein Lächeln wieder
Und Seeligkeit wird dann das Mißgeschick.
In seiner Einfalt hält er sie für todt,
Klopft ihre Wangen, macht sie klopfend roth.

79.

Wie rasch er nun in seiner Angst vergißt
Die schon beschlossene Beleidigung!
Dem Angriff kam der schlauen Liebe List
Zuvor mit glücklicher Vertheidigung.
Gleich einer Todten liegt sie auf dem Rasen,
Er sucht ihr Athem, Leben einzublasen.

80.

Wie zart er Nase, Wangen reibt und streichelt
Und fühlt ob ihre Pulse nicht erwachen,
Die Lippen wärmt und freundlich kos't und schmeichelt,
Um eine Härte wieder gut zu machen!
Er küßt sie gar — und führ er fort zü küssen
Sie würde wahrlich liegen bleiben müssen.

81.

Der blauen Augenfenster Vorhang weicht
Und ihres Kummers Nacht beginnt zu tagen,
Wie wenn die Sonne strahlenprangend steigt
Den Erdkreis anzufüllen mit Behagen.
Und wie der Sonnenstrahl das Himmelszelt,
Ihr Augenpaar ihr Angesicht erhellt.

82.

Es ruht auf seinem glatten Angesicht
Als ob es diesem allen Glanz entborge.
Vier Augensterne paaren jetzt ihr Licht; --
Die seinigen umwölkt noch bange Sorge
Indeß ihr Glanzblick durch die Thränen schimmert
Wie Nachts des Mondes Bild im Wasser flimmert.

83.

„Bin ich im Himmel oder noch auf Erden,
Im Flammenäther, oder tief im Meere?
Will's eben Morgen oder Abend werden?
Ist's Leben oder Tod was ich begehre?
Noch eben lebt ich — Tod war dieses Leben —
Und eben starb ich — 's war ein Wonnebeben.

84.

Du warst mein Mörder — o, so sei es wieder!
Dein Auge blickte, weil dein Herz befahl
So hart auf mich und voll Verachtung nieder
Daß sich das meine wand in Todesqual.
Mein Auge hätte nie mehr aufgeblickt, —
Doch deine Lippen haben mich erquickt.

85.

Noch lange mögen sie einander küssen
Für diese Kur, in scharlachrother Tracht,
Unangewelkt von schädlichen Genüssen
Bewahren ihre frische Frühlingspracht;
Die Sternendeuter die den Tod verschreiben,
Behaupten dann, daß sie die Pest vertreiben.

86.

Ihr süßes Siegel, meinen aufgedrückt
Macht sie nach gleicher Waare nun begehrlich;
Mich selbst in Zahlung gäb' ich hochbeglückt. —
So laß uns handeln, kauf' und zahle ehrlich;
Dein Eigenthum zu sichern setze stracks
Dein Petschaft auf mein Lippen=Siegelwachs.

87.

„Mein Herz ist Dir für tausend Küsse feil,
Die Frist der Zahlung wähle nach Belieben;
Einhundert sind ja schon der zehnte Theil
Und schneller noch gegeben als beschrieben;
Doch säumst du mit der Zahlung gar zu sehr
So nehm' ich Zögerzinsen, tausend mehr."

88.

„„Miß meine Schüchternheit, o Königin,
Wenn du mich liebst nach meinen jungen Jahren.
Versuche nicht den arglos blöden Sinn! —
Die junge Brut wird jeder Fischer sparen.
Von selber fällt die reife Frucht vom Baume
Und herbe schmeckt die grün gebrochne Pflaume.

89.

„„Die Sonne hat vollendet ihre Bahn
Und ruht im Westen von des Tages Bürde,
Der Uhu meldet schon des Abends Nahn,
Der Vogel sucht das Nest, das Lamm die Hürde;
Schon kommt die Nacht, in Wolken schwarz gekleidet
Und ruft uns zu: nun ist es Zeit, nun scheidet.

90.

„„Ich sage „gute Nacht;“ so sprich auch Du,
Dann geb' ich dir noch einen Kuß zum Lohn.““
Sie flüstert, „gute Nacht!“ er „sanfte Ruh“!
Und ihre süße Löhnung hat sie schon;
Die weichen Arme seinen Hals umschließen
Als wolle sie mit ihm in Eins zerfließen.

91.

Jetzt hat er athemlos zurückgezogen
Den süßen Mund, von dem den Nectarkuß
Der Göttin brennend heiße Lippen sogen,
Denn hungrig schwelgt sie sich im Ueberfluß;
So, Mund an Mund geleimt, er wie betrunken,
Sie durstgepeinigt — sind sie hingesunken.

92.

Begierde hält nun ihren Raub umflochten
Und schwelgt und schlingt, doch nimmer wird sie satt,
Mit Siegerlippen von den unterjochten
Tribut erpressend; er bezahlt ihn matt,
Es droht ihr geiermäßiges Begehren
Selbst seiner Lippen Reichthum aufzuzehren.

93.

Mit solcher süßen Beute nicht zufrieden
Beginnt sie jetzt in blinder Wuth zu plündern;
Ihr Antlitz dampft, ihr Blut geräth in Sieden,
Nichts kann den Sturmlauf ihrer Wollust hindern;
Vergessenheit muß ihr das Banner tragen,
Vernunft und Schaam und Ehre fliehn geschlagen.

94.

Ein flinkes Reh, ermüdet von der Jagd,
Ein wilder Vogel, endlich doch gekirrt,
Ein schreiend Kind, durch Wiegen still gemacht,
Gehorcht er nun, ermattet und verwirrt
Von ihrer Gluth und fügt sich ihrem Willen
Um ihr Verlangen — doch nur halb zu stillen.

95.

Das Feuer kann den spröden Lack erweichen,
Dann schmiegt er sich in jegliches Gepräge;
Die tapfre Liebe kann ihr Ziel erreichen,
Und wenn es jenseits aller Hoffnung läge;
Je weiter, schwieriger der Weg zum Glück
Um desto minder bebt sie feig zurück.

96

Sie durfte nie den süßen Nectar schmecken
Wenn sie gewichen einem Wort des Zornes;
Ein Blick ein Laut soll nie die Liebe schrecken,
Man pflückt die Rose trotz des scharfen Dornes.
Die Schönheit unter zwanzig Schlösser lege,
Die Liebe bahnt sich dennoch ihre Wege.

97.

Schon fleht der arme Tropf ihn ziehn zu lassen;
Sie gibt ihm nach, ihr Mitleid ist erwacht,
Nicht länger soll ihn jetzt ihr Arm umfassen
Und zärtlich flüsternd sagt sie „Gute Nacht!
„Du nimmst mein Herz mit; bei Cupidos Bogen,
Hinüber ist's in deine Brust gezogen.

98.

„Die Nacht, mein süßer Schatz, wird mir in Sorgen
Vergehn und eine schlummerlose sein.
Doch sage mir, wo treffen wir uns morgen?
Versprichst du mir ein zweites Stelldichein?"
Doch er verneint's; er hat mit den Genossen
Auf morgen eine Eberjagd beschlossen.

99.

Kaum trifft dies Wort vom Eber ihre Ohren
Als auch die rothen Rosen ihrer Wangen
Mit weißem Schleier plötzlich sich umfloren;
Rasch hat sie wieder seinen Hals umfangen,
An seinem Nacken hängend sinkt sie nieder
Auf ihren Rücken — Er auf ihre Glieder.

100.

So hält die Liebe nun erst recht Turnier,
Der Ritter steht zum Anlauf in den Bügeln —
So denkt sie — doch beim Denken bleibt es hier —
Was fällt ihm ein, sich, statt sein Roß zu zügeln?
Sie hält Elysium im Arm und muß
Entbehren, ärger noch als Tantalus.

101.

Wie Vögel einer Traube Bild betrachten —
Ihr Auge schwelgt, ihr Magen muß entbehren —
So muß die Göttin unbefriedigt schmachten,
Auch sie verhöhnt ein Schaugericht von Beeren.
Will keine Gluth in seiner Brust erwachen?
Ihr steter Kuß versucht sie anzufachen.

102.

Umsonst, es geht nicht, gute Königin!
Was gibt es noch das zu versuchen bliebe?
Dein Müh'n verdiente besseren Gewinn, —
Die Liebe selbst bleibt ohne Gegenliebe.
„„Ach laß mich, ruft er, Zeit ist's, heimzukehren,
Was kannst du jetzt von mir noch mehr begehren?““

103.

„Du wärst schon fort, wenn du mir nicht erzählt,
Du wollest morgen einen Eber hetzen.
Bedenk es doch, wie leicht ein Wurfspieß fehlt; —
Gefährlich ist's, ein Wildschwein zu verletzen;
Die scharfen Hauer schleift's in einem fort,
Wie Fleischer ihren Stahl, erpicht auf Mord.

104.

Die Borsten seines Rückens starren dichter
Als Lanzen wo der Feind zum Sturme reitet;
Glühwürmchen ähnlich flammen seine Lichter
Und Gräber wühlt sein Rüssel wo er schreitet.
Dem Jäger stürzt er wuthentbrannt entgegen
Und tödtet ihn mit seiner Hauer Schlägen.

105.

„Sogar den Löwen weiß er abzuwehren,
Denn einen Borstenpanzer hat er um,
Sein kurzer Nacken läßt sich schwer versehren,
Er biegt die Spitze deines Speeres krumm;
Zur Seite rauscht, als fühl' es auch ein Bangen,
Das Dorngestrüpp, kommt er einhergegangen.

106.

„Was deine Wangen, deine Augen schmückt
Und jedes Herz erfüllt mit süßem Schmachten,
Die Musterschönheit, die die Welt entzückt, —
Der Eber würde sie für gar nichts achten;
Den Sieg gewinnend würd' er dich — o Grauen! —
Zerwühlen wie den Blumenschmuck der Auen.

107.

„Begib dich nicht freiwillig in Gefahr,
Befolge Freundesrath und sei nicht thöricht,
Du, Schönster, und — ein Eber! Welches Paar
Von Gegnern! Laß ihn ruhn in seinem Röhricht!
Ein Unheilahnen hat mein Herz durchstochen
Da du des Unthiers Namen ausgesprochen.

108.

„Du sahst es, Schrecken löste meine Glieder,
Aus meiner Wange wich das rothe Blut,
Ich wurde blaß, ich stürzte plötzlich nieder; —
Fühlst du die Brust, an der die Deine ruht,
Nicht immer noch vom Schlag des Herzens zittern
Wie wenn der Boden bebt von Erdgewittern?

109.

Wo Liebe herrscht, da nennt sich Eifersucht
Den Posten, der den Dienst der Wache thut,
Schlägt falschen Lärm, verführt zu Trotz und Flucht
Und ruft im tiefsten Frieden „Mord und Blut"
Das holde Glück der Liebe zu verhindern,
Wie Luft und Wasser eine Flamme mindern.

110.

Ja, diese klatschende Vergifterin,
Der Liebesknospe zehrende Gallenfliege,
Die Eifersucht, die Haderstifterin,
Die schlau das Körnchen Wahrheit mischt zur Lüge,
Klopft an mein Herz und flüstert in mein Ohr:
„Du liebst ihn — beuge seinem Tode vor.

111.

Vor Augen stellt sie mir ein Bild der Trauer,
Den grimmen Eber seh ich wuthentbrannt,
Und die Gestalt, die seine scharfen Hauer
Mit Blut besudeln, ist mir wohl bekannt;
Der Rasen ist mit rothem Thau besprengt
Daß jede Blume traurig nieder hängt.

112.

Schon beim Gedanken will mein Herz verbluten
Indem ich fürchtend in die Zukunft sehe,
Und unerträglich wär's, wenn mein Vermuthen
Zur Wahrheit würde, wenn das Leid geschähe.
O wolle nicht den Eber morgen jagen,
Es brächte dir den Tod, mir ew'ge Klagen.

113.

Wenn keine Bitte deine Jagdlust dämpft
So richt' auf scheue Hasen deine Pfeile,
Den schlauen Fuchs, der nur mit Listen kämpft,
Beschleich' am Bau, das schnelle Reh ereile;
Gefahrlos folge solcher leichten Beute
Auf deinem edeln Renner mit der Meute.

114.

Hast du den blöden Löffler aufgescheucht
Dann gib wohl acht, sonst läßt er dich im Stiche;
Schnell wie der Wind entläuft er bis er keucht,
Dann schlägt er Haken, weiß er tausend Schliche;
Ein jedes Schlupfloch sucht er zu gewinnen
Und kreuz und quer dem Feinde zu entrinnen.

115.

Bald schlüpft er mitten in die Lämmerheerde,
Den Hunden seine Fährte zu verschlagen,
Bald flieht er zum Kaninchen in die Erde
Und hofft, die Meute soll vorüber jagen,
Ja, zwischen Hirsche sucht er zu entweichen, —
So schärft Gefahr die List zu tauseud Streichen.

116.

Hier, wo so viele Spuren sich verschlingen,
Verfolgt der Hund gar häufig die verkehrte,
Durchschnöbert stumm das Feld in weiten Ringen
Und nimmt dann endlich auf die rechte Fährte;
Nun gibt sie Laut; das Echo rings erwacht
Als ras' am Himmel eine zweite Jagd.

117.

Auf seinen Hinterläufen kauernd, sitzt
Herr Lampe längst weit ab an hoher Stelle;
Wie bange lauschend er die Löffel spitzt!
Verziehen, hofft er, soll sich das Gebelle.
Doch nah und näher plötzlich kläfft die Meute
Ihm ist als hör' er schon sein Grabgeläute.

118.

Wie flitzt der arme thaudurchnäßte Wicht
Bald rechts bald links umher in Zickzacklauf!
Wie jeder Dornbusch boshaft ihn zersticht!
Ein Laut, ein Schatten hält ihn plötzlich auf;
Er weiß, nun ist er rettungslos verloren
Die ganze Welt ist gegen ihn verschworen. —

119.

„Verlängre noch ein Weilchen deine Rast.
Was zuckst du? Nein du darfst dich nicht erheben!
Ich mache dir die Eberjagd verhaßt,
Ich, Venus, will dir weise Lehren geben.
Ich habe dir noch dies und das zu sagen
Denn Liebe knüpft an Alles ihre Klagen.

120.

„Wo blieb ich stehn?“ „„Das ist mir gleich. Nun laß mich,
Dann hast du deine Rede gut geschlossen;
Bald ist die Nacht nun um.““ „Was kümmert das dich?
„„Schon harren werden mein die Jagdgenossen;
Ich werde fallen bei der Finsterniß.““
„Die Liebe weiß den Weg bei Nacht gewiß.

121.

„Doch wenn du fallen solltest, magst du glauben
Daß auch die Erde sich in dich verliebe,
Dich an sich ziehe, dir 'nen Kuß zu rauben;
Ein Schatz macht auch den Ehrlichsten zum Diebe.
Diana selbst hat sich verhüllen müssen,
Sie würde, schwurvergessen sonst dich küssen.

122.

„Erst jetzt erkenn' ich dieses Dunkels Gründe:
Diana birgt aus Schaam den Silberstrahl
Bis die Natur bestraft ist für die Sünde
Daß sie dem Himmel Götterformen stahl,
Dem Himmel trotzend dich hinein zu kleiden
Daß Sonn und Mond dich Tag und Nacht beneiden.

123.

Die Parzen ließen sich von ihr bestechen
Die Meisterarbeit der Natur zu kreuzen;
Die Schönheit untermischten sie mit Schwächen
Und legten Makel zu den höchsten Reizen;
In Folge dessen ist ihr holdes Leben
Dem Zufall und dem Unglück preis gegeben.

124.

Des Fiebers Hitze, Bleichsucht, böse Schwären,
Entzündung, Aussatz, Pest und Wahnsinnswuth,
Die Leiden die das Knochenmark verzehren,
Erkälten und versengen unser Blut,
Sie haben der Natur den Tod geschworen
Aus Rache, weil sie dich so schön geboren.

125.

Das kleinste dieser Uebel hat die Kraft
Die Schönheit in Minuten zu vernichten;
Duft, Farbe, Form und jede Eigenschaft,
Auf die sich staunend unsre Blicke richten,
Sie schwinden plötzlich hin in Leid und Weh
Wie vor der Mittagsgluth der Bergesschnee.

126.

„Die dürre Keuschheit laß uns drum verlachen,
Denn ging' es nach der frostigen Vestalin,
Wir würden wüst und leer die Erde machen
Und jedem Manne fehlte die Gemahlin.
Mit deinem Lampenöle geize nicht,
Indem es sich verzehrt erzeugt es Licht.

127.

Dein Körper ist nur ein verschlingend Grab
In welchem deine Sprossen du verbirgst;
Einst zweigen sie sich dennoch von dir ab
Falls Du sie nicht in Finsterniß erwürgst;
Und wagst du's, stolz ihr Hoffen hinzuschlachten
So wird die Welt deswegen dich verachten.

128.

So ließest du dich selbst in dir verschwinden,
Ein Frevel, ärger noch denn Hochverrath,
Denn mit dem Selbstmord hieße das verbinden
Den Kindermord, die schlimmste Gräuelthat.
Vergrabne Schätze muß der Rost verzehren,
Das ausgegebne Gold wird Gold gebären.

129.

„„Schon wieder, ruft Adonis voll Verdruß,
Suchst du die alte Leyer anzustimmen?
Vergebens also gab ich dir den Kuß?
Umsonst bemühst du dich, stromauf zu schwimmen.
Beim Schooß der Nacht, der Mutter aller Laster,
Durch dein Geschwätz wirst du mir nur verhaßter.

130.

„„Und wenn dir Liebe zwanzigtausend Zungen,
Beredter als die deine noch, verliehen,
Es würden die Sirenen-Huldigungen
Doch wirkungslos an mir vorüberziehen;
Denn wohlgerüstet steht mein Herz im Ohre
Und sperrt dem falschen Ton die Seelenthore;

131.

„„Sonst schlichen der Verführung Zauberklänge
In meines Busens stilles Schlafgemach;
Mein armes Herz geriethe in's Gedränge
Und Sorgen hielten es beständig wach;
Es will nichts wissen von der Liebe Pein,
Es liebt gesunden Schlaf und schläft allein.

132

„„Leicht widerlegen kann ich deine Gründe.
Die Lust nur, nicht die Liebe muß ich hassen;
Du zeigst mir glatt und breit den Pfad der Sünde;
Du möchtest jeden Fremdling gleich umfassen;
Du thust es einzig — der Vermehrung wegen,
Das heißt: Vernunft soll sich auf's Kuppeln legen.

133.

„„Gen Himmel ist die Liebe längst entwichen
Seit hier die Lust in ihrem Namen steckt;
Die kommt zur Schönheit, so vermummt, geschlichen,
Und was sie nicht verzehrt, das ist befleckt.
Der Raupe gleicht sie, die den Baum entlaubt
Und ihm den Schmuck der grünen Krone raubt.

134.

„„Die Lieb' erquickt wie Sonnenschein auf Regen,
Die Lust ist Sturm auf kurzen Sonnenschein;
Die Lieb' ist steter Lenz, die Lust dagegen
Läßt mitten im August schon frieren, schnei'n.
Die Lieb' ist wahr und mäßig; Wollust praßt
Und wird erstickt von ihrer Lügen Last.

135.

„„Verschweigen lieber will ich manches Wort;
Der Text ist alt, der Pred'ger gar zu grün.
Ich gehe mit verstimmtem Herzen fort,
Ich fühl's vor Groll, vor Schaam die Wange glühn;
Die Ohren flammen mir; sie sind verdrossen
Daß deinen Reden sie sich nicht verschlossen.““

136.

So rief er aus indem er sich entriß
Den Armen die ihn warm und weich umschlangen.
Nach Hause eilt er durch die Finsterniß
Und überläßt die Göttin ihrem Bangen.
Verschwunden ist er, wie vom Himmelszelt
Ein heller Stern erlöschend niederfällt.

137.

Sie schaut ihm nach. So steht man wohl am Strande
Von dem ein Freund sich eben eingeschifft
Bis auch der Mast versinkt am fernen Rande
Wo Meer und Himmelblau zusammentrifft.
So hat ihr nun, was ihren Blick entzückt,
Die mitleidslose schwarze Nacht entrückt.

138.

Wie Jemand, dem bei Nacht im Waldesdunkel
Der Wind sein Licht aus der Laterne blies;
Wie Jemand der 'nen köstlichen Karfunkel
Aus Unvorsicht in's Wasser fallen ließ,
So liegt sie dort bestürzt und völlig rathlos,
Die Finsterniß ringsum erscheint ihr pfadlos.

139.

Sie schlägt sich auf die Brust mit bangem Stöhnen,
Daß alle Höhlen, alle Felsenmauern
Den Klagelaut getreulich wiedertönen,
Sie hört's und immer wilder wird ihr Trauern;
Weh, ruft sie, wehe mir! — und zwanzigfach
Ruft jeden Schmerzenston das Echo nach.

140.

Sie hört auf diesen Wiederhall und singt
Ein Lied der Trauer, eben erst erdacht,
Wie Jung und Alt in's Joch die Liebe zwingt,
Die Weisen thöricht, Thoren weise macht;
Der Strophe Schluß ist allemal ein Ach,
Das singen dann des Echo's Chöre nach.

141.

Ihr endlos Lied durchdauerte die Nacht; —
Verliebte haben niemals lange Weile
Und glauben, weil es ihnen Freude macht,
Ein Jeder ziehe gern am Narrenseile;
Sie können ihr Gefabel niemals enden
Und schließen ohne Schluß vor leeren Wänden.

142.

Wen hat sie hier zu ihrem Nachtgenossen?
Den Ton des Echo's nur, den Speichellecker,
Der die gewünschte Antwort unverdrossen
Ertheilt, wie zungenfert'ge Tafeldecker;
Sagt sie „ja wohl" „ja wohl" das Echo spricht,
Sagt sie „so ist es nicht" so ruft es „Nicht."

143.

Die holde Lerche schwingt sich ausgeruht
Aus feuchtem Nest und weckt den Morgen auf,
Die Sonne theilt der Wolken Rosengluth
Und steigt empor zum stolzen Tageslauf;
Von ihren Strahlen übergoldet blitzen
Der Cedern Wipfel und der Berge Spitzen.

144.

„Du Gott des Lichtes, ewig klar und rein,
So ruft ihn Venus an zum Morgengruß,
„Von dem sich Alles einen Wiederschein,
Die Lampe wie der Stern, erst borgen muß,
Hienieden lebt gleichwohl ein junger Mann
Der Dir von seinem Licht noch leihen kann.“

145.

Sie tritt hierauf in einen Myrthenhain
Und grollt der Eile dieser Morgenstunde.
Wo mag nur, fragt sie sich, mein Liebster sein?
Wo tönt sein Horn, wo bellen seine Hunde?
Da hört sie plötzlich seine Rüden kläffen
Und folgt dem Tone rasch um ihn zu treffen.

146.

Das Dickicht aber wirft sich ihr entgegen;
Den Nacken küssen will der eine Zweig,
Ein andrer Schlingen um die Hüfte legen;
Sie drängt sich wild hindurch der Hindin gleich
Die nach dem Kälbchen sucht um ihre schweren
Von Milch geschwollnen Euter auszuleeren.

147.

Sie hört's, die Meute stellt in Gegenwehr
Ein starkes Wild. Sie bebt und zittert bange
Als läge hier auf ihrem Pfad vorquer
In grausen Ringeln eine gift'ge Schlange.
Die Rüden bellen so verzagt und feig,
Ihr Antlitz ist von Angst und Schrecken bleich.

148.

Die Töne bleiben an derselben Stelle,
Sie merkt's, die Hunde haben sich zu wehren.
Das ist kein Reh, kein Hirsch, nein, dies Gebelle
Verräth den Löwen, Eber oder Bären.
Den Vortritt will ein Hund dem andern lassen,
Ein solcher Feind ist nicht so leicht zu fassen.

149.

Erschreckend dringt ihr dieser Lärm in's Ohr
Und auch das Herz läßt sich gefangen nehmen;
Auf ihre Augen fällt ein trüber Flor
Und willenlos läßt jedes Glied sich lähmen;
Denn überkommt den Feldherrn Furcht und Zagen,
So sind auch die Soldaten bald geschlagen.

150.

So bleibt sie stehen, zitternd und erstarrt,
Bis endlich ihre Sinne sich erholen.
Ein Traumbild, ruft sie, hat mein Herz genarrt,
Fort, Kinderfurcht, die sich hinein gestohlen,
Hinaus mit dir, nun bin ich fest entschlossen —"
Da kommt der Eber plötzlich angeschossen.

151.

Das rothe Maul voll weiß umschäumter Zähne
Sieht aus wie ein Gemisch von Milch und Blut
Und nochmals zuckt ihr Schreck in jede Sehne,
Sie flieht entsetzt, sie weiß nicht was sie thut,
Bald will sie fort, bald ihm entgegen rennen
Und diesen Eber einen Mörder nennen.

152.

Dem Vorsatz treulos, den sie kaum gefaßt
Läuft sie dieselben Pfade hin und her,
Bald zögernd bald voll athemloser Hast
Und taumelnd, wie von süßem Weine schwer;
Vor lauter Vorsicht äußerst unvorsichtig
Versucht sie Alles doch ihr Thun ist nichtig.

153.

Da liegt ein Hund im Dickicht hingestreckt, —
Sie fragt das Thier wo sein Gebieter sei, —
Ein zweiter dort, der seine Wunde leckt,
(Bei gift'gem Biß die beste Arzenei)
Dort kriecht ein dritter voll von Blut und Beulen;
Sie ruft ihn an — die Antwort ist ein Heulen

154.

Dort bellt mit hängenden Lefzen schwarz und grimmig
Ein vierter traurig zum Gewölk empor
Und bald begleitet ihn wohl zwanzigstimmig
Aus dem Gebüsch ringsum der ganze Chor;
Am Boden schleifen sie die stolzen Ruthen
Und schlaffen Ohren, die zerrissen bluten.

155.

Es ist die Art der Welt, mit Furcht und Grauen
Nach Vorbedeutungen und Wunderzeichen
In jeder Fährlichkeit umherzuschauen
Und, zeigt sich etwas, zitternd zu erbleichen.
So seufzt die Göttin beim Geheul der Meute,
Sie fürchtet, daß es seinen Tod bedeute.

156.

„Du grimmes Scheusal, das die Liebe scheidet
(So schmäht sie nun den Tod) du böser Geist,
Du Raupe die vom Laub der Schönheit weidet
Und ihr den Athem räuberisch entreißt, —
Auch ihn erschlugst Du, dessen junges Leben
Den Rosen Schmuck, den Veilchen Duft gegeben?

157.

„Ist er dahin? Doch nein, so hart gesinnt
Ist Niemand, solche Schönheit zu erschlagen.
Und doch — es könnte sein; denn du bist blind
Und wen du treffest pflegst du nicht zu fragen;
Dein Pfeil geht häufig seinem Ziel, den Alten,
Vorüber, um ein Kinderherz zu spalten.

158.

„Er gab dir Antwort und du wurdest machtlos
Wenn vor dem Schusse du nur „Achtung!" sprachst.
Nun fluchen dir die Parzen, weil du achtlos
Die schönste Blume statt ein Unkraut brachst.
Ihn durfte Liebe nur mit goldnen Pfeilen
Doch nie der schwarze Todesspeer ereilen.

159.

„Sind Thränen dein Getränk, dein Labsal Kummer?
Was nutzt es dir, daß meine Zähren fließen?
Weswegen mußtest Du zum ew'gen Schlummer
Die schönsten Augen dieser Erde schließen?
Was glaubst du daß Natur noch ferner fürchte
Von dir, der ihr das liebste Kind erwürgte?

160.

Nun schließt sie, von Verzweiflung übermannt,
Die beiden Schleusen ihrer Augenlider
Und stopft den Quell, aus dem ein Bach gerannt
Zur süßen Rinne ihres Busens nieder;
Doch drückt der Silberstrom das Schleusenthor
Noch einmal auf und fluthet wie zuvor.

161.

Wie Thrän' und Aug' einander leih'n und borgen!
Das Aug' in Thränen, Thränen in den Augen,
Einander doppelt spiegelnd ihre Sorgen.
Ihr Seufzen sucht die Thränen aufzusaugen
Und will die nasse Wange trocken legen —
So wechseln beim Gewitter Wind und Regen.

162.

Der Leidenschaften wechselndes Gewühl
Umdrängt im Herzen ihr beständ'ges Leid
Und jede sagt „das tiefste Schmerzgefühl
Bin ich" doch keine siegt in diesem Streit
Bis sie, wie Wolken, wenn sie Sturm beschließen
In einem großen Schmerz zusammenfließen.

163.

Da hört sie einen Jagdruf in der Ferne;
So freut ein Kind der Amme Wiegenlied.
Ihr strahlen plötzlich neue Hoffnungssterne,
Die Furcht verschwindet und der Kummer flieht
Und schmeichelnd ruft die Freude: laß den Gram
Adonis war es, den dein Ohr vernahm.

164.

Nun ebbt der Thränen Fluth zurück; gefangen
Im Auge hängen sie wie Perlen fest;
Nur ab und zu fällt eine auf die Wangen,
Die dann ihr Antlitz rasch verdampfen läßt,
Daß kein' auf's Schmutzgesicht der Erde sinkt
Die trunken ist wenn Venus hier ertrinkt.[7])

165.

Wie glaubt die Liebe doch zu gleicher Zeit
So grundlos leicht, so zweifelsüchtig schwer!
Verzweifelnd, hoffend zwischen Lust und Leid —
Zum Lachen ist es — schwankt sie hin und her.
Grundlose Furcht kann ihr den Tod bereiten
Und Hoffnung schmeichelt mit Unmöglichkeiten.

166.

Sie trennt nun wieder auf was sie gewoben.
Adonis lebt, sie darf den Tod nicht tadeln,
Im Gegentheil, sie selber muß ihn loben,
Mit allen Ehren seinen Namen adeln.
Sie nennt ihn Fürst der Grüfte, Fürstengruft
Und höchsten Herrscher in der Erdenluft.

167.

„Nein, ruft sie, lieber Tod, ich scherzte nur,
Vergib es mir, denn meine Furcht war groß
Als dieser Eber aus dem Dickicht fuhr;
Dies Ungethüm ist wild und mitleidslos,
Mein Liebster, dacht' ich, läge todt und kalt,
Das, holder Schatten, war's, weshalb ich schalt.

168.

„Der Eber trägt die Schuld, nicht meine Lippe,
Den Eber mußt du der Verläumdung zeih'n;
Ihn, Unsichtbarer, treffe deine Hippe;
Ich sprach das Unrecht aus, er gab es ein.
Zwei Zungen hat der Schmerz und beide lenken
Kann kaum der Witz, mit dem zehn Weiber denken."

169.

In dieser Hoffnung, daß Adonis lebe
Beschönigt sie den hastigen Verdacht;
Damit noch lange Frist der Tod ihm gebe
Belobt sie diesen, preist sie seine Macht.
Von seinen Gräbern, Tempeln, Marmorbildern
Beginnend weiß sie seinen Ruhm zu schildern.

170.

„Wie thöricht war ich doch und geistesschwach
Um ihn zu trauern, der nicht sterben darf,
Bevor die Erdenwelt ihr jüngster Tag
In wilden Trümmern durcheinander warf;
Denn sänke nicht mit ihm die Schönheit nieder?
Und stürbe sie, so kehrt das Chaos wieder.

171.

„Pfui, schäme dich, so feig zu sein, o Liebe,
Daß falsches Bangen deine Seele beugt,
Wie Reiche stets in Furcht sind vor dem Diebe,
Wo noch kein Blick und Laut Gefahr bezeugt.“
So spricht sie, als ein lustig Horn erklingt,
Bei dessen Ton sie froh von dannen springt.

172.

Sie folgt dem Ton, dem raschen Falken gleich,
Daß ihre Tritte keinen Grashalm biegen.
Da sieht sie plötzlich blutend, todesbleich
Zerfleischt vom Eber ihren Liebling liegen.
Um ihre Augen ziehn sich finstre Decken,
Wie, wenn es tagt, die Sterne sich verstecken.

173.

Wie, hart berührt, erschrocken in die Schaale
Zurück die Schnecke ihre Fühler schmiegt
Und hier, versteckt vor jedem Sonnenstrahle,
Noch lange kauert, eh sie weiter kriecht,
So flieht beim Anblick seiner blut'gen Stirn
Ihr Augenpaar tief rückwärts zum Gehirn.

174.

Das Auge steht beim Hirn in Dienst und Pflicht
Und legt sein Amt für jetzt vor diesem nieder
Und dies befiehlt: Verwunde nicht mit Licht
Das arme Herz, verschließe deine Lider;
Ein kranker König ist dies arme Herz,
Bei jedem Blicke seufzt es auf in Schmerz

175.

Und stöhnt, daß alle Unterthanen beben,
Der Erde gleich, wenn unten eingezwängt
Die Binnendämpfe nach der Höhe streben,
Daß Todesangst den Menschengeist bedrängt.
Ergriffen von dem Aufruhr aller Glieder
Erhebt das Auge die geschlossnen Lider.

176.

So müssen sie nun wider Willen schauen
Die tiefe Blutspur von des Ebers Zähnen;
Die sonst so weiße Lilienbrust bethauen
Der weiten Wunde dunkelrothe Thränen;
Was rings umher von Gras und Blumen sprießt
Sieht aus als ob es gleichfalls Blut vergießt.

177.

Wie mitleidsvoll die Blumen, also neigt
Auch Venus auf die Schultern nun ihr Haupt;
Ihr stummes Weh zu wildem Wahnsinn steigt
Bis sie den Todten dennoch lebend glaubt.
Die Stimme stockt und jedes Glied erstarrt,
Ihr Aug ist thränenlos und marmorhart.

178.

Indem es, allzustarr, sich müde schaut,
Beginnt es, ihr drei Wunden vorzutäuschen.
„Wie, schilt sie, statt mir unversehrte Haut
Zu zeigen, hilfst du sie noch mehr zerfleischen?“
Zwei Köpfe hat er, zwiefach jedes Glied —
Ihr Hirn verdoppelt was das Auge sieht.

179.

„Mein Mund erlahmt, den Einen zu beklagen,
Und nun erblick' ich hier der Todten Zwei!
Mein Athem stockt, die Thränen selbst versagen,
Mein Auge glüht, mein Herz wird schwer wie Blei.
O schmölze doch der Augen Gluth dies Herz,
Statt Giftes tränk' ich dies geschmolzne Erz.

180.

„O Welt, du hast den reichsten Schatz verloren!
Wo bleibt ein Antlitz noch betrachtenswerth?
Wer spricht hinfort Musik in unsre Ohren?
Vergangenheit wie Zukunft sind verheert.
Die Blumen blühen frisch und duftig fort,
Die wahre Schönheit ist mit ihm verdorrt.

181.

Hinfort hat Niemand nöthig Hut und Schleier
Denn Wind und Sonne küssen nur die Schönen;
Nun drohen keinem diese beiden Freier,
Was jetzt noch lebt, das werden sie verhöhnen;
Doch auf der Lauer lagen sie beständig
Wie Räuber, als Adonis noch lebendig.

182.

Er trug ein Hütchen unter dessen Rand
Die Sonne gar zu gern hinunter schielte;
Adonis weinte, wenn der Wind gewandt
Es fortriß und mit seinen Locken spielte;
Dann kamen beide mitleidsvoll erschrocken
Und küßten ihm die Augen wieder trocken.

183.

In ein Gebüsch am Waldpfad schlich sich leise
Der Leu um ihn zu sehn und nicht zu stören,
Und sang Adonis rastend eine Weise,
So kam der Tiger, friedlich zuzuhören.
Ein Wort von ihm, so ließ der Wolf die Beute
Und sicher war das schwache Lamm für heute.

184.

Die goldnen Kiemen füllte die Forelle
So gern im Schatten seiner Wohlgestalt,
Die Vögel folgten ihm als Leibkapelle
Mit ihren Liedern durch den ganzen Wald,
Ihm süße Beeren von den Sträuchern pickend
Und sich an seinem Angesicht erquickend.

185.

Nur dieses Thier, das wie ein Todtengräber
Hinab zur Erde stets die Augen richtet,
Nur dieser grimme stachelschnauzige Eber
Ist blind für Schönheit, hat ihn blind vernichtet.
Doch nein, — er war vielleicht nur ungeschickt
Und wollt' ihn küssen als er ihn erblickt.

186.

Ja wohl, so war's, so hat es kommen müssen.
Adonis griff ihn an mit scharfem Speer,
Der Eber wollte seine Seite küssen
Und dachte gar nicht mehr an Gegenwehr;
Da drang sein Hauer in des Jünglings Weiche
Und widerwillen macht' er ihn zur Leiche.

187.

Ach, wäre mir der Mund mit Eberzähnen
Besetzt, so starb er längst von meinem Kuß!
Nun ist er hin und unerfüllt mein Sehnen,
Nun ist mein Loos ein ewiger Verdruß."
Zur Erde sinkt sie, wo Adonis ruht
Und färbt ihr Angesicht mit seinem Blut.

188.

Wie sind die Lippen bleich die sie beschaut,
Wie ist die Hand, die sie ergreift, so kalt!
Sie flüstert ihm in's Ohr, in das der Laut
Der bangen Klage unvernommen schallt.
Sie hebt die Lider auf, — ach, schwarz verhangen,
Ist seiner Augen Licht und ausgegangen!

189.

In diesen Spiegeln hat sie tausendmal
Sich selbst beschaut, verschönert und verklärt;
Nun sind sie blind und werfen keinen Strahl
Und zeigen keiner Schönheit ihren Werth.
„Zum Spott nur, ruft sie, leuchtet noch die Sonne,
Mit ihm erblich die höchste Erdenwonne.“

190.

„Weil du mir starbst, so soll für alle Zeiten
Der Kummer mit der Liebe sich vermählen
Und Eifersucht beständig sie begleiten;
Beginnend soll sie laben, schließlich quälen;
Sie paare stets was nicht zusammen päßt
Und minder sei die Lust als ihre Last.

191.

Falsch sei sie, wetterwendisch und betrüglich,
Entstanden kaum verwehe sie wie Hauch,
Von innen Gift, von außen süß vergnüglich
Für jeden Blick, ja, für den schärfsten auch;
Die Kraft der Stärksten möge sie verlachen,
Die Weisen stumm, beredt die Thoren machen.

192.

Sie möge geizig sein und dennoch prassen,
Das schwach gewordne Alter tanzen lehren,
Den starren Blick des Schurken schmachten lassen,
Den Reichen plündern, Armen Gold bescheeren;
Sie mache rasend bald, bald feig gesinnt,
Der Jüngling werde Greis, der Greis ein Kind.

193.

Sie möge mit Verdacht die Unschuld kränken,
Vertrauen, wo man schmählich sie belügt,
Hier hart sein, dort sich unverdient verschenken,
Gerecht erscheinen, wo sie frech betrügt,
Dem Kühnen Furcht und Muth dem Feigling leih'n,
Arglist verbergen durch der Treue Schein.

194.

Um ihretwillen soll man Kriege führen,
Sie säe zwischen Sohn und Vater Zwist,
Sie möge dienstbar jeden Aufruhr schüren,
Ihm sei sie, was das Holz dem Feuer ist.
Es bleibe, weil der Tod mein Glück zerstört,
Die treu'ste Liebe stets nun unerhört.

195.

Sie sieht den schönen Knaben, der getödtet
Am Boden liegt, wie Nebeldunst zerfließen
Und aus dem Blute, das die Erde röthet,
Ein weißgestreiftes rothes Blümchen sprießen.
Das Weiß entstand von seinen bleichen Wangen,
Das Rothe hat sein Herzblut aufgefangen.

196.

Sie muß sich nieder auf die Blume bücken,
Adonis Athem scheint ihr süßer Duft.
Dich, sagt sie, will ich an den Busen drücken
Denn er ist todt und aufgelöst in Luft.
Sie bricht den Stengel ab — sogleich erscheint
Ein Tröpfchen Saft; — sie denkt, Adonis weint.

197.

Von deinem Vater hast du diesen Zug
Sogleich zu weinen, sagt sie, arme Blüthe,
Der, leicht verletzt und sich allein genug
Sich ganz wie Du nur sich zu blühn bemühte;
Doch glaub es mir, es welkt sich ganz so gut
An meiner Brust, als hier in seinem Blut.

198.

„Denn diese Brust war deines Vaters Bette,
Dein Erbrecht ist es, ebenda zu liegen;
In dieser weichen, warmen Ruhestätte
Soll Tag und Nacht mein klopfend Herz dich wiegen
Und hundertmal in jeder Stunde müssen
Adonis' Blümchen meine Lippen küssen."

199.

Den Hain verläßt sie, müde dieser Welt
Und schirrt die Silbertauben vor den Wagen.
Sie schweben leicht empor zum Himmelszelt,
Nach Paphos hin die Königin zu tragen
Denn dort, in ihres Heiligthumes Mauern
Gedenkt sie still und ungesehn zu trauern.

Tarquin und Lucretia.

Widmung.

Dem hochgebornen Herrn Heinrich Wriothesley

Grafen von Southampton, Baron von Tichfield.

Die Liebe, die ich Ew. Lordschaft widme, ist ohne Ende und diese Schrift ohne Anfang nur ein überflüssiger Theil derselben. Die sichern Beweise Ihrer gnädigen Gewogenheit, nicht der Werth meiner ungelehrten Verse sichern diesen die Annahme. Was ich geleistet habe gehört Ihnen; was ich leisten werde gehört Ihnen, da es nur einen Theil des Ganzen bildet, das ich Ihnen gewidmet. Wäre mein Werth größer, so würde auch der Zoll meiner Leistungen reicher ausfallen. Aber auch so ist derselbe das Eigenthum Ew. Lordschaft, der ich ein langes, durch Glück noch verlängertes Leben wünsche.

Ew. Lordschaft

In Ehrfurcht ergebener

William Shakespeare.

1.

Das Römerheer, das Ardea berennt
Verläßt Tarquin auf der Begierde Flügeln
Ihn treibt ein Feuer, das er Liebe nennt
Fort nach Collatium mit verhängten Zügeln;
Was jetzt noch düster, unter Asche brennt,
Dort soll es flammend in die Höhe züngeln
Lucretia, die Keusche, zu umringeln.

2.

Die „Keusche" — dieser Name schliff den Qualen
Der Leidenschaft die allerfeinste Schneide.
Warum auch mußte Collatinus prahlen
Mit ihrer Wangen zarter Augenweide,
Mit ihrer Blicke sternengleichen Strahlen
Die nur für ihn am Schönheitshimmel blinkten,
Nur ihm als Zeichen seines Glückes winkten?

3.

Die Nacht zuvor, im Zelte des Tarquin
Verrieth er diesem wie sein Glück so reich sei;
Der Himmel hab' ein Kleinod ihm verliehn
In einer Gattin, welcher Keine gleich sei;
Dies höchste Loos sei zweimal nicht zu ziehn;
Ein König könne größern Ruhm gewinnen
Doch eine Frau wie diese niemals minnen.

4.

O hohes Glück, das Wenige genießen!
Denn wer es hat, der sieht es bald zerronnen.
Gleichwie des Thau's Juwelen schnell zerfließen
Sobald sie sich im heißen Strahle sonnen,
So geht verloren was wir kaum gewonnen.
Stets will die Welt daß Ehr und Schönheit falle,
Ihr Eigner schirmt sie nur mit schwachem Walle.

5.

Die Schönheit ist des Anwalts überhoben,
Sie spricht für sich zum Auge laut genug.
Was einzig ist mit Worten noch zu loben
Bleibt bestenfalls ein müssiger Versuch.
O Collatin, du handeltest nicht klug;
Denn weiß man einen Edelstein sein eigen
Soll man von ihm vor Diebesohren schweigen.

6.

Sein Rühmen war es, was im Königssohn
Die wilde Leidenschaft zum Ausbruch brachte;
Denn oft bethört das Herz ein Wort, ein Ton.
Der Neid auf solch' ein köstlich Gut erwachte
Und der Gedanke stachelt' ihn wie Hohn,
Daß ihm, dem Fürsten, das Geschick versage
Womit ein Unterthan zu prahlen wage.

7.

Getrieben von Gedanken dieser Art
Kann er den Weg nicht rasch genug durchmessen.
Der Ehr' und Freundschaft macht ihn diese Fahrt,
Der Pflicht des Standes und des Staats vergessen.
Von wilden Gluthen ist er wie besessen,
Dem Wollustsommer, welchem dicht dahinter
Die Reue folgt als eisig kalter Winter.

8.

Sein Ziel erreicht der falsche Mann bei Zeiten
Und gastlich nimmt ihn auf die Römerin.
In ihrem Antlitz scheint der Tugendsinn
Mit ihrer Schönheit um den Preis zu streiten,
Denn, ist die Tugend eben im Gewinn,
Erröthet Schönheit; — Tugend will nicht weichen
Und läßt noch reizender das Roth erbleichen.

9.

Doch Schönheit weiß von Venus' Taubenpaar
Ein Recht auf dieses Weiß auch herzuleiten,
Und Tugend sagt: der Schönheit Röthe war
Einst mein; ich schenkte sie den goldnen Zeiten
Als Wangenschild bei nahender Gefahr;
Wo Schande drohte lehrt' ich, das Erblassen
Mit Zornesröthe schirmend einzufassen.

10.

So gleicht ihr Antlitz einem Erbprocesse
Um Wappenfarben. Jede Königin
Begehrt so Schönheitsroth als Tugendblässe,
Beweist ihr Anrecht von der Welt Beginn.
Ihr Ehrgeiz reißt sie stets zum Kampfe hin, —
Gleich mächtig sind sie — wechselnd thronen Beide
Im hermelinbesetzten Purpurkleide.

11.

Den stummen Krieg der Lilien und Rosen
Erblickt Tarquin im Felde ihrer Wangen
Und als Verräther zu so makellosen
Kriegsschaaren drängt sich nun voll Todesbangen
Sein Aug' hinzu und gibt sich feig gefangen;
Gern ließen sie entfliehn den falschen Feind
Den zu besiegen wenig ruhmvoll scheint.

12.

Er denkt: Mit geiziger Verschwendung pries
Dies schöne Weib der schale Mund des Gatten;
Der Umriß schon des Wunderbildes ließ
Die Kunst des Stümpers lügenhaft ermatten."
Was Collatin zur Hälfte kaum verhieß
Das schaut Tarquin, verstummt, entzückt, geblendet
Zwiefach erfüllt und wunderbar vollendet.

13.

Die Heilige, verehrt von diesem Teufel,
Hat keinen Argwohn seiner falschen Gluthen;
In reine Seelen dringt kein böser Zweifel,
Nur schon geleimte Vögel scheun die Ruthen.
Kein äußres Merkmal zeigt der Herzensguten
Sein böses Herz, und würdevoll gefaßt
Empfängt sie höflich ihren hohen Gast.

14.

Im stolzen Faltenwurf der Majestät
Verbirgt sein Stand der Wollust niedre Tücke;
Sein Auge nur, das hungrig suchend späht
Nach einem ungenossnen Sinnenglücke
Des Wüstlings reichthumarmes Herz verräth
Das, übersättigt, immer noch entbehrt
Und, voll zum Ueberdruß, noch mehr begehrt.

17.

Er weiß den Zweck, zu dem er hier erschienen
In einem Vorwand unschwer zu verstecken;
Kein Wölkchen läßt in seinen heitern Mienen
Den kommenden Gewittersturm entdecken,
Bis schwarze Nacht, die Mutter aller Schrecken,
Den Tag in ihre dunkle Wölbung schließt
Und um die Welt des Schattens Fluth ergießt.

18.

Nach Tisch geplaudert hat er mit der schlichten
Lucretia bis in die halbe Nacht;
Nun muß er Schlaf und Müdigkeit erdichten
Und wird zu seiner Lagerstatt gebracht.
Der Schlummer sinkt mit seinen Bleigewichten
Auf jede Brust, es wachen nur die Diebe
Die Sorgen und die Leidenschaft der Liebe.

19.

Umher im schlummerlosen Hirne wälzen
Muß auch Tarquin den wagnißvollen Plan.
Die Furcht vermag den Vorsatz nicht zu schmelzen
So laut sie warnend ruft: auf dieser Bahn
Gewinn zu hoffen ist ein leerer Wahn."
Der Räuber denkt: ich muß den Schatz gewinnen;
Der Todesstrafe will ich schon entrinnen.

20.

Wer viel begehrt, den läßt die Habsucht nimmer
Was er besitzt als Eigenthum genießen;
Er streckt die Hand nach falschem Hoffnungsschimmer,
Läßt, was er hält, sich durch die Finger fließen;
Erlangt er mehr, so wird ihn nur verdrießen
Sein Ueberfluß; er dünkt ihm nur ein Spott;
Sein Reichthum macht ihn herzensbankerott.

21.

Was ist das Ziel nach dem wir Alle jagen?
Im Alter ruhig, reich, geehrt zu leben.
Dies Ziel erregt ein Wetten und ein Wagen,
Bereit, für Eines Alles hinzugeben,
Das Leben in die Schanze selbst zu schlagen
Der Ehre willen, und aus Gier nach Schätzen
Das Leben sammt der Ehr' auf's Spiel zu setzen.

22.

Wir wagen Uebel, hören auf zu sein
Das was wir sind für das was wir erwarten;
Der falsche Ehrgeiz findet stets zu klein
Sein Eigenthum und läßt in Habsuchtspein
Was er besitzt verkommen und entarten
Indeß der Unverstand für vollgewichtig
Erklärt was völlig werthlos ist und nichtig.

23.

Tarquin auch muß dies tolle Glücksspiel wagen;
Die Ehr' ist Einsatz und Gewinn die Lust;
Sich selber muß er für sich selbst entsagen
Und sich betrügen, obendrein bewußt.
Nie darf sich über Unrecht der beklagen
Der wissentlich der Schande sich vermählt,
Als Zukunft Haß und Elend frei erwählt.

24

Nun drückt der schwere Schlaf der Mitternacht
Den Menschen zu die müden Augenlider;
Kein Stern von guter Vorbedeutung lacht,
Der Eule Ruf nur gibt das Echo wieder,
Des Wolfs Geheul; sie ziehn auf ihre Jagd.
Die reinen Seelen liegen todesstumm,
Nach Blut und Schmach gehn Mord und Wollust um.

25.

Empor vom Lager treibt ihn sein Verlangen,
Den Mantel hat er hastig umgehangen;
Furcht und Begierde spielen mit ihm Ball:
Die schmeichelt, jene füllt sein Herz mit Bangen
Und warnt ihn ehrlich: fliehe deinen Fall!
Doch wilde Reize zaubert seinen Sinnen
Begierde vor und treibt die Furcht von hinnen.

26.

Behutsam durch den Stahl des Dolches weckt
Er auf die Funken, die im Steine schlafen;
Gewächs'ter Kien, am Zunder angesteckt
Soll ihm ein Leitstern sein zum Wollusthafen.
Er denkt: Wie dieser Stahl die Gluth entdeckt
Im kalten Stein und sie hinausgetrieben,
Will ich die Keusche zwingen, mich zu lieben.

27.

Doch furchterbleichend muß er nun erwägen
Gefährlich sei sein rasend Unterfangen.
Sein Ahnen spricht von schweren Schicksalsschlägen
Die sicher drohn, wenn er die That begangen.
Wie waffenlos ist plötzlich sein Verlangen;
Entgegen stellt er höchst gerechte Gründe
Der ungerechtesten Gedankensünde.

28.

„Erlisch, o Fackel, gib nicht her dein Licht
Ein Licht zu trüben, heller als das Deine!
Unheiliger Gedanke, schwärze nicht
Mit deinem Frevelschmutz die göttlich Reine;
Nur Weihrauch ziemt vor diesem Heil'genschreine!
Empfinde menschlich; zu beflecken scheue
Das makellose Schneegewand der Treue.

29.

„Mein Schlachtenruhm und Waffenglanz erblindet
Und Schmach bedeckt die Gräber meiner Ahnen;
Die Pflicht der Ehre, die den Krieger bindet,
Verbietet ihm, entweiht zum Unterthanen
Der Lust, zu schreiten des Verbrechers Bahnen;
Der Gräuel, solche That verübt zu haben,
Blieb' ewig meinem Antlitz eingegraben.

30.

Auch nicht der Tod kann diese Schande bleichen,
Sie bleibt ein Fleck in meinem goldnen Schilde;
Des Lüstlings, des Verführers Wappenzeichen
Entnimmt ein jeder Herold meinem Bilde;
Umsonst versucht mein Sohn es auszustreichen;
Mein Grab belastet seines Fluches Schwere:
„Daß dieser Vater nie geboren wäre!“

31.

„Erfüllte sich mein Wunsch, was würde mein?
Ein Traum, ein Hauch, ein kurzer Freudenrausch.
Wer kauft Minutenlust mit Wochenpein?
Wer schlägt die Reb' um eine Traube klein?
Wer gibt die Ewigkeit für Tand in Tausch?
Und welcher Bettler gern die Krone trüge
Wenn gleich darauf das Scepter ihn erschlüge?

32.

„Muß Collatin nicht meinen Vorsatz träumen,
Vom Schlaf erwachen, in Verzweiflungswuth
Nach Hause eilen, daß die Rosse schäumen,
Zu retten seiner Ehe höchstes Gut,
Zu hindern daß am Brandfleck meiner Gluth
Die Jugend welke und die Tugend sterbe,
Zu sorgen, daß ich selbst in Schmach verderbe?

33.

„Was kann ich zur Entschuldigung ersinnen
Wenn er mich darf so schwarzer Unthat zeih'n?
Im Herzen muß mein falsches Blut gerinnen,
Die Zunge stocken, zittern mein Gebein,
Mein offnes Auge Finsterniß umspinnen!
Ich muß, erdrückt von meines Frevels Wucht
Als Feigling sterben ohne Kampf und Flucht.

34.

„Ja, hätte Collatinus Blut vergossen
Das mir verwandt, mir selber nachgestellt,
Und keinen Freundesbund mit mir geschlossen,
So dürft ich sagen, daß ich als Entgelt
Aus Rachsucht nur sein treues Weib genossen,
Doch da wir Freund' und einem Blut entstammen
So muß ich selbst mich mitleidslos verdammen.

35.

„Ja, Schande bleibts — Doch brauch ich sie zu zeigen?
Gehässig ist's. — Doch lieben ist nicht hassen!
Ich fordre Liebe — Ist sie noch ihr eigen?
Nur eins ist schlimm: sie ungenossen lassen.
Mein Wille heißt die Ueberlegung schweigen.
Wer Sprüche scheut und alte Redensarten
Den ängstigen — bepinselte Standarten."

36.

So streitet frech sein glühendes Begehren
Mit des Gewissens kühlem gutem Rath.
Gerechten Einwand weiß er abzuwehren,
Entschuldigung zu finden seiner That
Sogar in Gründen welche sie erschweren,
So daß zuletzt das Niedrige, Gemeine
Umflossen steht von hellem Tugendscheine.

37.

„Wie freundlich, denkt er, nahm sie meine Hand!
Wie frug ihr Auge meinen heißen Blick
Um Nachricht, ob auch nicht in Feindesland
Den theuern Gatten traf ein Mißgeschick!
Wie rasch die Furcht, indem sie kam und schwand,
Auf ihren Wangen Rosengluth entfachte
Und sie dann weiß wie zartes Linnen machte!

38.

„Wie meine Hand, als ihre Hand sie faßte,
Ihr treues Beben spürend, mit gebebt,
Und sie, das fühlend, bänger noch erblaßte!
Da ruf' ich aus: er ist wohlauf, er lebt! —
Ein himmlisch Lächeln um ihr Antlitz schwebt —
Narciß, der Selbstverliebte, spränge nimmer
In's Wasser, säh' er dieses Lächelns Schimmer.

39.

„Wozu noch nach Entschuldigungen haschen?
Die Rede schweige wo die Schönheit spricht.
Die Tröpfe mögen ihr Gewissen waschen,
Ein liebend Herz erbangt vor Schatten nicht.
Mein Feldherr ist die Neigung. Tapfer ficht
Der Feigling selbst, ja, Sieg erringen kann er
Wo diese wehen läßt ihr glorreich Banner.

40.

„Fort, kindisch Bangen! Stirb nun, Ueberlegung!
Vernunft und Rücksicht, dienet welken Greisen!
Mein Herz bekämpfe nie des Auges Regung;
Erwägen, Zaudern ist die Kost der Weisen,
Nicht Jugend ist so billig abzuspeisen.
Lust, lootse du mein Raubschiff; — ob's versinkt,
Wer fürchtet's wo die Beute Schönheit winkt?

41.

Er schleicht sich lauschend fort. Das Böse siegt;
Verworfne Zuversicht zerreißt die Fesseln
Gerechter Scheu; der wilden Lust erliegt
Bedachte Furcht, wie Korn, erstickt von Nesseln;
Allein wie sehr der Frevel überwiegt,
Noch immer zwischen friedlichen Gedanken
Und Raublust muß er auf und niederschwanken.

42.

Er sieht ihr Himmelsbild und dicht daneben
Sitzt Collatin und schaut sie liebend an;
Sein Auge läßt ihn eifersüchtig beben,
Ihr Auge blickt auf ihn, den falschen Mann
Voll fester Gotteskraft; doch rühren kann
Auch dieses Auge nicht den Lasterhaften
Der nur noch hört den Ruf der Leidenschaften.

43.

Im Herzen lagert die Trabantenschaar
Die seiner Schönheit Fahnendienste thut;
Sie mästen, wie der Tage Zahl das Jahr,
Aus Lüsten auf den frechsten Uebermuth;
Lust ist ihr Sold und Lust auch ihr Tribut;
Gedrängt vom tollen Schwarme den er leitet
Der Prinz von Rom zum Bett Lucretiens schreitet.

44.

Die Schlösser zwischen ihrem Schlafgemach
Und seinem Willen ziehn die Riegel ein,
Von ihm gesprengt; doch dünkt ihm ihr Gekrach
Den Warnungsruf „Ein Dieb" ins Ohr zu schrei'n.
„Dieb" knarrt die Thür, „Dieb" ächzt die Schwell' ihr nach;
Ein Wiesel kreischt; ihn hier zu sehn erschrickt es,
Ihn faßt ein Grauen, doch er unterdrückt es.

45.

Die Thüren weichen stöhnend der Gewalt;
Die Fackel überfällt mit scharfem Hauch
Ihr Feind, der Zug, aus einem Mauerspalt,
Zurück in's Antlitz schlägt er ihm den Rauch,
Weht aus ihr Licht und macht ihm Aufenthalt;
Doch mit den Gluthen die sein Herz durchrasen
Versteht Tarquin sie wieder anzublasen.

46.

Dicht vor ihm liegend auf der Binsenmatte
Gewahrt sein Blick im wieder hellen Licht
Lucretiens Handschuh. Ihre Nadel hatte
Sie selbst hineingesteckt. Er greift erpicht
Nach diesem Kleinod; — in den Finger sticht
Die Nadel ihm, als riefe sie: Zurück,
Der keuschen Rose Dorn ersticht dein Glück.

47.

Ihn hemmt kein vorbedeutend Hinderniß,
Nur spornen kann ihn, was ihm widerfuhr;
Der Zug, die Thüren, dieser Nadel Biß
Sind ihm ein prüfend Spiel des Zufalls nur;
Die Hemmung regelt nur den Gang der Uhr,
Secundenweise wird die Zeit zerschnitten
Und doch vom Stundenzeiger auch durchschritten.

48.

Der Zeiten Reiz ist ihr gehemmter Lauf;
Damit die Knospen desto schöner springen,
Die Vögel desto heller ihn besingen
Hält leichter Frost des Frühlings Kommen auf.
Für Mühe nur steht uns Genuß zu Kauf;
Der Kaufmann wagt's um reich daheim zu landen,
Verstürmt, beraubt zu werden und zu stranden.

49.

Die Thür des Zimmers hat er nun erreicht
Die ihn vom Himmel seiner Wünsche trennt.
Nur eine Klinke noch verschließt ihm leicht
Den höchsten Schatz den seine Seele kennt.
So gottlos ist die Brunst von der er brennt,
Daß er vom Himmel Hülfe gar erfleht
Und — Beutelust ergießt in ein Gebet.

50.

Doch während seine Worte hohl und taub
Sich bittend an die ew'gen Mächte wenden,
Sie möchten ihm zu seinem schnöden Raub
Den Beistand einer guten Stunde senden,
Schrickt er empor und ruft: Ich muß sie schänden!
Wie darf ich noch der Götter Beistand suchen
Zu einer Missethat, die sie verfluchen?

51.

Als Gottheit soll mich Glück und Liebe leiten,
Des Willens Helfer ist entschlossner Muth,
Was Denken träumt, das soll die That erstreiten,
Vergebung macht die ärgste Sünde gut;
Das Eis der Furcht zerschmelze Liebesgluth;
Des Himmels Auge sieht mich nicht; die Nacht
Bedeckt die Schaam die nach der Lust erwacht.

52.

Die Klinke hebt er aus der Pfortensäule,
Dem Druck des Kniee's die Thür geräuschlos weicht;
Die Taube schläft und ahnt nicht daß die Eule
Schon ihre Krallen reckt und näher schleicht
Wir springen, wo sich eine Natter zeigt,
Zur Seite rasch; doch schlummernd, ohne Beben
Liegt sie dem Biß des Giftzahns preisgegeben.

53.

Frech tritt er ein. Die Bettgardine hält
Ihr unentweihtes Lager dicht verhangen.
Er schleicht herum. Sein gierig Auge fällt
Auf diesen Verhang funkelnd von Verlangen.
Bald hat ihr Stichwort seine Hand empfangen
Hinwegzuziehn die Wolke dieser Falten
Die hier den Silbermond verborgen halten.

54.

Wenn dunkle Wolken rasch vorüberflogen
So macht uns blind der Sonne Strahlenfülle;
So blendet ihn die Schönheit, deren Hülle
Er nun mit raschem Griff hinweg gezogen.
Wird doch vielleicht nicht völlig überwogen
Sein Schaamgefühl vom Drange zu genießen?
Genug — er muß die Augenlider schließen.

55.

O stürben in der Lider dunkler Haft
Die Augen hin, sein Elend nie zu schauen!
Dann bliebe, unbefleckt von Leidenschaft,
Dem Collatin die edelste der Frauen.
Doch ach, sie öffnen sich; der Abgrund klafft
In dem der Keuschen ganze Freudenwelt
Ein jäher Sturz zertrümmert und zerschellt.

56.

Die Lilienhand stützt ihre Rosenwangen,
Das Kissen um verdiente Küsse prellend;
Dies ist vor Aerger fast entzwei gegangen,
Zu beiden Seiten eifersüchtig schwellend.
Im Thale dieses Hügelpaars gefangen
Ihr Antlitz ruht, ein Tugendmonument,
Bei dessen Anblick Wollust nun entbrennt.

57.

Die andre Hand liegt unverhüllt zur Schau,
Vollkommen weiß, auf dunkelgrüner Decke,
Wie leicht beperlt von Tröpfchen Himmelsthau
Im Mai die weißen Blüthen auf der Hecke,
Und wie die Ringelblumen im Verstecke
Der Knospen ihre goldnen Blüthenkerne,
Verschließt das Augenlid die Augensterne.

58.

Wie keusch und — lüstern, wenn ihr Athem quillt,
Die goldnen Locken auf und nieder beben!
Ist auch an ihr der Schlaf des Todes Bild
So lebt der Tod, so haben Tod und Leben
In ihr durch Friedensschluß den Kampf gestillt
Und feiern, wenn sie schlummert, die Versöhnung,
Den Bund zu gegenseitiger Verschönung.

59.

Erdgloben gleich vom reinsten Elfenbein
(Die blauen Adern sind der Flüsse Zeichen)
Sind ihre Brüste. Herr und König sein
Soll Einer nur in diesen beiden Reichen.
Nun will Tarquin den Doppelthron erschleichen;
Als Usurpator ist er eingebrochen,
Gewaltthat soll dies Reich ihm unterjochen.

60.

Sein Auge schwelgt in staunendem Betrachten;
Was er betrachtet muß er heiß begehren
Und sein Begehren läßt ihn lechzen, schmachten;
Zu lange dünkt das Schauen ihm zu währen;
Nicht nur bewundern muß er, nein, verzehren
Dies Grübchenkinn, der Lippen Roth, die Haut
Durch deren Schnee das Netz der Adern blaut.

61.

Dem Löwen gleich, der auf der Beute kauert
Und, siegbefriedigt, kaum noch Hunger fühlt,
Tarquin am Bett der Schlafumfangnen lauert;
Im Schauen wird ein wenig abgekühlt
Die Gier, die fieberglühend ihn durchschauert,
Um gleich darauf, zu Flammen angeblasen,
Als Aufruhr durch die Adern hinzurasen.

62.

Sein Blut ist eine Schaar empörter Knechte
Die nur nach Raub und Plünderung begehren;
Mordgier und Wollust treibt sie zum Gefechte;
Der Mütter Jammern und der Kinder Zähren
Sind ihre Lust. Das Zeichen zum Verheeren
Erwarten sie. Mit einem Trommelschlage
Ruft sie das Herz zum blutigen Gelage.

63.

Der Herzenstrommelschlag zum Sturm erklingt,
Der Feldherr Auge schickt voran die Hand
Die, stolz auf diese Sendung, vorwärts dringt
Und hohe Stellung wählt in Feindesland;
Die Brüste nimmt sie ohne Widerstand;
Das Blut, Besatzung in den runden Thürmen,
Erblaßt und flieht indem die Finger stürmen.

64.

Sie sammelt sich im stillen Schlafgemach
In dem die theure Fürstin Seele liegt
Und schreit sie mit der Schreckensmeldung wach,
Sie sei belagert, sei bereits besiegt.
Sie staunt, sie forscht dem Grund des Lärmes nach —
Das Auge blinzelt — voll Entsetzen wendet
Sich's wieder ab, vom Fackelglanz geblendet.

65.

Nun denket Euch ein Weib, um Mitternacht
Aus bösen Träumen plötzlich aufgeschreckt.
Ein Höllengeist, hat sie zuerst gedacht,
Von grauser Mißgestalt hat mich erweckt;
Doch ihr Entsetzen steigt, da sie erwacht:
Das Auge zeigt ihr das geträumte Leid
In Fleisch und Blut als grause Wirklichkeit.

66.

Sie zuckt, von tausend Aengsten wie zerrissen,
Dem aus der Luft geschossnen Vogel gleich;
Sie drückt die Augen zu, sie will nichts wissen
Und muß doch blinzeln. In des Blicks Bereich
Gelangt dabei von ihres Lagers Kissen
Ein grausig Schattenspiel, wie Truggestalten,
Die Nachts im Traum den Geist in Banden halten.

67.

Die Hand Tarquins die nicht vom Busen weicht,
Erstürmt als Widder dessen Marmorwall;
Sie fühlt das Herz, fühlt, wie es fällt und steigt
Im Todesschmerz um seiner Festung Fall,
Und zittert mit; doch das Erbarmen schweigt,
Nur wilder schreit die Lust mit tausend Stimmen:
Ich muß, ich muß die süße Burg erklimmen.

68.

Die Zunge schickt er als Trompeterin
Ans Thor und fordert auf zur Uebergabe.
Aus weißer Decke taucht ihr weiß'res Kinn,
Fragt, was dies Lärmen zu bedeuten habe?
Nur mit Gebärden sagt er ihr den Sinn; —
Sie will die Fahne, will die Farbe kennen
Darin er kommt ihr Schlößchen zu berennen.

69.

Und er versetzt: Mit dir verglichen darben
Die Rosen und der zarte Flaum am Schwane;
Auf meinem Helme trag' ich deine Farben
Und deine Schönheit nenn ich meine Fahne
Indem ich mir den Weg gewaltsam bahne
Zu deiner Burg. Dein Aug' hat dich verrathen,
Durch meines warb es mich zu solchen Thaten.

70.

Vergebens ist dein Grollen. Dich berücken
Die eignen Reize nur in dieser Nacht;
Gewähren mußt du sinnliches Entzücken,
Dazu erkor dich meines Willens Macht
Umsonst versucht' ich ihn zu unterdrücken;
Schon gab er dem Gewissen sich verloren,
Doch deine Schönheit hat ihn neu geboren.

71.

Ich weiß, mein Wagniß wird mir Unheil bringen
Und Dornen birgt der Rose zartes Laub;
Ich weiß, es wird ein scharfer Stachel dringen
In meine Hand für diesen Honigraub;
Trotz aller Einsicht bleibt der Wille taub,
Nur sehn die Schönheit kann er und begehren
Was ihm Vernunft Gesetz und Pflicht verwehren.

72.

Erwogen hab' ich es in tiefster Seele
Daß Schmach und Unglück dieser That entspringt
Doch achtlos trotzt die Neigung dem Befehle
Der Klugheit selbst und fordert unbedingt
Was, wie sie weiß, nur Reuethränen bringt.
Mir droht Verfolgung, Haß im ganzen Lande —
Erstreben muß ich dennoch meine Schande.

73.

Die Römerklinge reißt er von der Hüfte
Und schwingt sie über ihrem Haupt. So steigt
Der Falke losgelassen in die Lüfte;
Das Rebhuhn duckt sich, das sein Schatten streicht,
Dem nahen Tod sein krummer Schnabel zeigt;
Sein Wort vernimmt Lucretia erschrocken
Gleichwie das Huhn des Falken Halsbandglocken.

74.

„Lucretia, sei mein in dieser Nacht,
Gib was ich will, sonst nehm' ich's mit Gewalt!
Nachdem ich dich im Bett hier umgebracht
Erliegt dein Ruf gleich deiner Huldgestalt:
Von deinen Sklaven mach' ich einen kalt
Leg' ihn zu dir und schwöre dann, ich hätte
Ihn hier erdolcht, bei dir, in deinem Bette.

75

Dein Gatte wird in Schmach dich überleben,
Mit Blicken wird ihn jedes Auge höhnen;
Kein Blutsverwandter darf sein Haupt erheben,
Der Bastardname hängt an deinen Söhnen;
Des Volkes Spottlied hör' ich schon ertönen, —
Die Kinder singen es auf allen Gassen —
Die Nachwelt noch soll deine Schande hassen.

76.

Doch gibst du nach so bleibt dein Freund verschwiegen;
Was Niemand weiß das ist wie nicht gethan;
Zu großem Zweck ein wenig seitwärts biegen
Heißt noch nicht weichen von der Tugendbahn.
Die stärksten Gifte können wir besiegen:
Mit reinem Stoff gemischt und Gegengiften
Vermögen sie kein Unheil anzustiften.

77.

Der Kinder eingedenk wie des Gemahles
Erhöre mich, sonst ist es ihr Verderben
Und nichts entledigt sie des Muttermales
Das sie von dir, von deiner Schmach ererben;
Mehr unauslöschlich wird sie diese färben
Als Sklavenmarken, angeborne Mäler —
Wer kann für die Natur und ihre Fehler?

78.

Er schweigt. Des Basilisken Blicke schauen
Voll Gier auf sie, das reine Tugendbildniß;
Die weiße Hindin sieht sich in den Klauen
Des Greifen, hülflos wie in öder Wildniß;
Sie fleht, als ob vom zarten Recht der Frauen
Auch solch' ein Ungeheuer etwas wüßte
Das nur gehorcht dem Drange seiner Lüste.

79.

Wenn vom Gebirge, drohend schwarz wie Rauch,
Hinaus in's flache Land die Wolken eilen
Entsteigt der Erde hier ein warmer Hauch
Und weiß die finstern Dünste zu zertheilen
Daß Sturm und Regen länger fern verweilen.
So hemmt ihr Wort in ihm den wilden Drang —
Wie Pluto nickt' als Orpheus spielt' und sang.

80.

Ein wüster Abgrund ist sein Geierherz.
Schon schwelgen dürft' er im ersehnten Schatze,
Doch an sich haltend treibt er grausam Scherz
Und läßt sein Mäuschen wie die falsche Katze
Ein wenig zappeln unter seiner Tatze.
Den Stein erweicht der Regen; ihre Zähren
Verhärten nur sein sündiges Begehren.

81.

Ihr mitleidflehend Auge ruht erschrocken
Auf seinem mitleidslosen Angesicht;
Oft läßt ein Schluchzen ihre Rede stocken
Und Seufzer mehren ihres Worts Gewicht;
Des Satzes Faden reißt ihr ab vom Rocken
So daß der bange Mund für einen Schluß
Das Vorderende zweimal spinnen muß.

82.

Beim höchsten Zeus und bei den Freundschaftseiden
Mit welchen ihn ihr treuer Gatte band,
Beim Himmel, bei der Erde, bei den Leiden
Der treuen Liebe, seinem hohen Stand,
Beschwört sie ihn den Treuebruch zu meiden,
Als Gast in sein Gemach zurück zu kehren
Und nicht mit ihr sich selber zu entehren.

83.

„O trübe nicht die Quelle die dich tränkt;
Bezahl es nicht mit diesem schwarzen Lohn
Daß ich Vertrauen meinem Gast geschenkt!
Der Bogen sei, bevor der Pfeil entflohn,
Vom Ziel, das keinen Ruhm bringt, abgelenkt.
Ein ächter Jäger muß darauf verzichten
Den Schuß auf eine arme Geis zu richten.

84.

„Befreundet ist mein Gatte dir. Verschone
Mich seinetwegen; fliehe, handle klug!
Dem schwachen Vöglein stelle keine Dohne;
Dein Antlitz sieht nicht aus, als ob Betrug
Und Arglist nur in deinem Herzen wohne;
Laß meine Thränen deine Seele rühren,
Laß meine Seufzer dich von hinnen führen.

85.

„Dein Herz, den Felsen der mir Schiffbruch droht,
Umbrandet meines Jammers Ocean;
Auch den Granit zernagt ja Loth um Loth
Zu Sand zuletzt des Wassers weicher Zahn
Und sanftes Mitleid bricht sich eine Bahn
Durch Eisenthore: Schmilze denn weil ich weine
Und sei nicht härter noch als Erz und Steine.

86.

„Du hast dich nur verkleidet als Tarquin,
Tarquin zu schänden ist dein schnöder Zweck!
Ihr Götter, wird auch das von Euch verziehn?
Wascht von des Prinzen Ehre diesen Fleck!
Nein, dieser Frevler ist nicht, was er schien;
Ein Königssohn, dereinst des Thrones Zierde,
Ist König, niemals Sklave der Begierde.

87.

„Wenn deine Laster schon in Frühlingstagen
So wuchernd knospen, welche Schmach als Aerndte
Muß dann dein Leben erst im Herbste tragen!
Wenn so des Thrones Anwart freveln lernte,
Was Alles wird dann erst der König wagen!
Am Unterthanen hängt nur lebenslänglich
Sein Schimpf, doch Königsschimpf ist unvergänglich.

88.

„Die Furcht nur huldigt dir nach solcher That;
Dem guten Herrscher huldigt Furcht aus Liebe;
In Gnaden dulden müßtest du im Staat
Als deinesgleichen Räuber, Mörder, Diebe;
Aus Scheu davor bezwinge deine Triebe!
Bedenke, daß dem Volk des Fürsten Bild
Als Muster, Schule, Buch und Spiegel gilt.

89.

„Sprich, willst du sitzen auf dem Lehrerstuhle
Der Wollust? Willst du für das Handbuch gelten
Der edeln Kunst, wie man erfolgreich buhle?
Soll dich die Welt den Unzuchtspiegel schelten,
Das Musterbild der Schmach, des Lasters Schule?
Die Schande wählst du dir zur Zier der Stirne
Und machst den guten Ruf zur feilen Dirne.

90.

„Bei Jenem, welcher dir die Macht gewährte,
Bezwinge deinen Willen, den Rebellen;
Beliehen wurdest du mit deinem Schwerte
Zum Schutz der Unschuld, nicht ihr nachzustellen;
So schwing es nun der Laster Brut zu fällen
Und, statt ermuthigt, sehe sich verdammt
Von dir die Lust; — das ist des Fürsten Amt.

91.

„Bedenke, wie gemein der Anblick wäre
Wenn einen Andern so du sähest fehlen!
Parteiisch weiß des eignen Fehltritts Schwere
Sich selbst des Menschen Urtheil zu verhehlen:
Dein Bruder stürbe hier von deinem Speere!
Es zeigt, daß wir der tiefsten Schmach verfielen
Wenn eigner Sünde wir vorüber schielen.

92.

„Dein Wesen ist's, zu dem Lucretia fleht,
Nicht deine Lust, dein täuschendes Verlangen;
Zurück beruf ich deine Majestät,
Die nur aus Irrthum, von Begier gefangen,
Vom Thron der Hoheit in's Exil gegangen;
Der Nebel weicht, — schon blickt dein Auge reiner —
Erkenne dich — und du erbarmst dich meiner."

93.

„Genug! versetzt er. Ungestüme Fluth
Schwillt höher nur empor an solchem Damme;
Ein Lichtchen bläst man aus, die große Gluth
Erstarkt im Sturm zur himmelhohen Flamme.
Das Land erfüllt mit täglichem Tribut
Den Ocean aus kleinen süßen Bächen,
Doch dessen Salzgehalt wird's nimmer schwächen."

94.

„„Ja wohl, Du bist ein königliches Meer;
Was aber fließt in seinem Schooß zusammen?
Schmach, Schwelgerei und Wollust sind ein Heer
Von Strömen, Bächen, alle schwarz wie Theer,
Die deines Blutes Ocean verschlammen;
Vor dieses trüben Pfuhles Zufluß schütze
Den Ocean, sonst wird er eine Pfütze.

95.

„Ja, sei der Unterthan der Sklavenbande
Der Sinne! Der Begierden Lebensluft
Sei dein Verwesen, deine ärgste Schande
Ihr höchster Ruhm, sie selber deine Gruft! —
Die Ceder läßt an ihrem Fuß im Sande
Die Disteln welken, hoch gen Himmel steigt sie
Und nicht ihr Haupt hinab ins Unkraut neigt sie.

96.

„Mach's umgekehrt; dein knechtisch Denken laß —"
„„Beim Himmel, schreit er, mehr mag ich nicht hören!
Gib meiner Liebe nach, sonst soll mein Haß,
Was Liebe sanft umschlösse, wild zerstören
Und ärger vor der Nachwelt dich entehren:
Es fällt ein Knecht von meines Schwertes Streiche, —
In's Bett zu diesem leg' ich deine Leiche."

97.

Die Fackel tritt er aus; denn Lust und Licht
Sind auf den Tod entzweit. Doch im Gewande
Der Nacht entzieht die Wollust ihr Gesicht
Dem Späherblick der Schaam und schwelgt erpicht
Und ungezügelt im Genuß der Schande.
Nun hat der Wolf das Lamm in seinen Krallen,
Der Lippen Angstruf muß erdrückt verhallen.

98.

Ihr Nachtkleid muß dem Ruf um Hülfe wehren
Mit seinen Falten ihre Lippen schließen.
Sein Antlitz kühlt er in den keuschen Zähren
Die schmerzenreich aus ihren Augen fließen.
Darf so die Lust das reinste Glück verheeren?
O, wiche dieser Fleck der Thränenlauge,
Zur steten Quelle würde dann ihr Auge.

99.

Ihr höchstes Kleinod hat sie nun verloren
Und er verlöre gern was er gewonnen.
Erzwungner Bund hat stets nur Fluch geboren
Und Monde Schmerz minutenlange Wonnen.
Zum Abscheu ist die heiße Gier geronnen;
Die Keuschheit ist nun ihres Schatzes baar,
Der Dieb, die Lust, noch ärmer als er war.

100.

Der Hund, der Falke werden ungeschickt
Zum Jagen und zum Beizen, sind sie satt,
Was ihr Beruf ist, was sie sonst entzückt
Das treiben sie nur lässig noch und matt.
So fühlt Tarquin sich voll und schwer bedrückt:
Er wollte sich an süßer Speise stillen —
Verschlungen — schlingt sie selbst hinab den Willen.

101.

O Sündentiefe, nimmer auszusprechen
Noch zu durchleuchten mit des Denkens Strahl!
Die trunkne Gier muß sich der Lust erbrechen
Noch eh' sie merkt, sie sei ein Gräuelmahl.
Kein Zaum, kein Zuruf kann ihr Toben schwächen, —
Kaum durchgegangen muß sie zahm verschnaufen
Gleich einem Gaule der sich lahm gelaufen.

102.

Dann steht gleich Einem der Bankrott erlitten
In tiefster Demuth jammernd das Verlangen;
Es geht betrübt einher mit matten Schritten,
Mit abgehärmten blaß entfärbten Wangen;
Den Raub der Schönheit hat es stolz erstritten,
Doch, wird die Kraft des Fleisches matt und fade,
So fleht der schuldige Rebell um Gnade.

103.

So geht es nun dem schuld'gen Königssohn;
Er hat erreicht was er so heiß begehrt
Und kennt nun selber seiner Sünde Lohn,
Er weiß, er ist für alle Zeit entehrt;
Der Tempel seiner Seele ward zerstört,
In seinen Trümmern lagern sich in Rotten
Die Sorgen, um die Göttin zu verspotten.

104.

Sie klagt: „Lebend'ger Tod und ew'ges Leid
Sind nun mein Loos; empörte Knechte haben
Mein Heiligthum zertrümmert und entweiht.
Die Sünden meiner Sterblichkeit begraben
Im Schutt der Schande die Unsterblichkeit;
Das Alles hab ich klar vorhergewußt
Und wurde doch das Opfer dieser Lust.

105.

So muß er durch die Nacht von hinnen eilen,
Ein Sieger, der sich nur Verlust gewann,
Im Herzen eine Wunde, die nicht heilen,
Durch keine Kunst auch nur vernarben kann.
Es lastet auch auf ihr ein schwerer Bann;
Von seiner Wollust ward ihr Glück zerrissen,
Doch ihn erdrückt ein schuldiges Gewissen.

106.

Er schleicht sich fort gleich einem diebischen Hunde,
Sie bleibt, ein müdes Lämmchen, zitternd liegen;
Er haßt sich selbst, er flucht der bösen Stunde,
Sie gräbt sich mit den Nägeln manche Wunde
In's Angesicht; er wünscht, er könnte fliegen,
Er schwitzt vor Angst; wie sie die Schreckensnacht
Verwünscht er jetzt, was ihn hiehergebracht.

107.

Er flieht, bekehrt zum Schmerz und bangen Sorgen,
Sie, die zurückbleibt, fühlt sich ganz verloren;
Er sehnt sich, eilend, nach dem lichten Morgen,
Sie fleht: o würde nie der Tag geboren,
Denn was die Schleier dieser Nacht umfloren
Deckt auf der Tag; verhehlen kann ich nimmer
Den Fleck der Schmach mit gleißnerischem Schimmer.

108.

„Die Schande, welche meine Augen sahen
Muß jedes Auge, welches mich sieht, wissen;
O möchte nie das Licht des Morgens nahen,
Sie würde nimmer dann der Nacht entrissen.
Verrathen werd' ich sie in Thränengüssen;
In meine Wangen ätzen sie das Mal
Des Schimpfs, wie Scheidewasser ätzt den Stahl."

109.

In ihrem Schmerz verwünscht sie Ruh' und Rast,
Gebietet ihren Augen zu erblinden,
Schlägt sich die Brust und ruft: Nicht länger Gast
Sei hier, mein Herz; du mußt von hier verschwinden,
Ein reiner Obdach deiner Treue finden."
Zum Rasen steigert sich ihr Herzeleid,
Sie flucht der Nacht und ihrer Heimlichkeit:

110.

„O grimme Nacht, du Bild der Höllengründe,
Verzeichniß jeder Schmach und Advocat,
Du Laster-Amme, Chaos aller Sünde,
Du schwarze Bühne jeder Missethat,
Du blinde Metze, Hafen für Verrath,
Du Todeshöhle, Aufruhrschürerin,
Du leise zischelnde Verführerin!

111.

Verhaßte, nebeldampferfüllte Nacht,
Da du verschuldet mein unheilbar Leid,
So führe deiner Dünste Schaar zur Schlacht;
Dem Morgenlicht' aus Ost, dem Lauf der Zeit
Entgegen stelle deine finstre Macht
Und will die Sonne doch gen Himmel klimmen,
Laß Giftgewölk ihr goldnes Haupt umglimmen.

112.

Laß faulen Brodem allen Morgenlüften
Die Reinheit rauben, einen Pestgestank
Den Lebensquell, das reine Licht vergiften,
Die Sonne selber werde todeskrank;
So dick umqualme sie mit bösen Düften
Als ob der Abend Mittags schon begänne
Und Ewigkeit die Finsterniß gewänne.

113.

O wäre Nacht, nicht nur ihr Sohn, Tarquin!
Er würde Luna's Silberglanz verdunkeln,
Ihr strahlendes Gefolge würde fliehn,
Nicht mehr als Schmuck am schwarzen Busen funkeln;
Genossen wären meinem Schmerz verliehn
Und wie den Weg Gefährten plaudernd mindern
So würde Mitgefühl mein Leiden lindern.

114.

Nun hab ich Niemand mit mir zu erröthen,
Mit mir zugleich das Haupt betrübt zu senken;
Ich bin allein in meines Herzens Nöthen
Und muß allein mein tiefes Weh durchdenken,
Mit meiner Thränen Fluth den Boden tränken! —
Ein bald verschwindend Denkmal sind die Zähren,
Gesetzt den Leiden, welche ewig währen.

115.

Verhülle, Nacht, mit schwarzem Rauchgewande
Das Alles deckt, dem Tage dies Gesicht
Und laß ihn immer schauen, wie die Schande
Mein armes Herz in tausend Martern bricht.
Verharre fest auf deinem finstern Stande
Daß alle Sünden, die durch dich gedeihen
In deinem Schatten auch begraben seien.

116.

Gib nicht dem Tage mich, dem Schwätzer, preis;
Denn allzudeutlich steht in seinem Lichte,
So daß ein Jeder sie zu lesen weiß,
Geschrieben sonst in meinem Angesichte
Von meinem Ehebruch die Schmachgeschichte;
Selbst wer noch niemals las in einem Buch
Liest leicht in meinen Augen meinen Fluch.

117.

Ich bin hinfort ein Mährchen aller Ammen,
Der Kinderpopanz heißt hinfort Tarquin;
Mit seinem Frevel meine Schmach zusammen
Zu einem Bilde wird der Redner ziehn
Und wenn ein Sänger wo zum Fest erschien
So wird kein Lied dem Liede vorgezogen
Wie mich Tarquin, ich Collatin betrogen.

118.

O bliebe meines Namens stille Weihe
Des treuen Gatten wegen unbefleckt!
Sonst stellt man ihn mit mir in eine Reihe,
Sein Baum wird auch von Fäulniß angesteckt,
Sein Ruf mit unverdienter Schmach bedeckt;
Doch er ist rein vom Schimpf den ich erlitten
Wie bis zu diesem Tage meine Sitten.

119.

Nicht sehen wird die Schande der sie trägt,
Nicht fühlen der Verletzte seine Wunde;
Auf Collatin's Gesicht ist Schmach geprägt
Doch nur Tarquin entziffert ihre Kunde:
Das ist die Narbe, die der Frieden schlägt.
Ach, Viele müssen solche Narben tragen
Die Niemand kennt als der, der sie geschlagen

120.

Ich, Collatin, trug deine Ehrenkrone;
Ein frecher Räuber nahm sie, mein Gemahl!
Nun bin ich, gleich der ausgestoßnen Drohne,
Die Biene, der man ihren Honig stahl;
Dein schlecht verwahrter Stock ist leer und kahl,
Die Wespe hat ihn diebisch überrascht,
Der keuschen Biene Honig fortgenascht.

121.

Ja, deine Ehre ließ ich Schiffbruch leiden
Doch ohne Schuld. Er war von Dir gekommen,
Ich hab' ihn deinetwegen aufgenommen
Als edeln Gast, ich konnt' es nicht vermeiden.
Er that ermüdet, wußte sich zu kleiden
In Tugendschein — Wer kann vermummt in Flittern
Von solchem Glanz den ärgsten Teufel wittern?

122.

Wer sucht in zarter Knospe das Insect?
Wer kann sich denken, daß im Sperlingsnest
Ein arger Kuckuck seine Eier heckt?
Wer ahnt im Quell die Kröte, giftgefleckt,
In eines Prinzen Brust der Wollust Pest?
Ach nichts auf Erden ist so ganz vollendet
Das nicht ein Makel doch beschmutzt und schändet,

123.

Zu Häufchen thürmt der Greis das Gold im Kasten;
Ihn plagen Krämpfe, Zipperlein und Fluß,
Kaum kann er seinen Schatz noch sehn und tasten,
Und dennoch sitzt er wie ein Tantalus
Davor und sucht noch mehr sich abzufasten.
Was ist sein Glück? Er kann mit allen Schätzen
Was er verlor, Gesundheit, nicht ersetzen.

124.

Was ihm nichts nutzt, das hat er nun in Händen;
Bald wird sein Sohn mit seinem Golde schalten,
Es rasch in stolzem Uebermuth verschwenden
Weil Maaß ihm fehlt, wie Lebenskraft dem Alten,
Die fluchbeladnen Schätze zu erhalten.
Versauern muß das Süße und verderben
Im Augenblick da wir es uns erwerben.

125.

Im holden Frühling wehen rauhe Stürme,
Der Schierling wuchert bei der duft'gen Blüthe;
Wo Vögel singen zischen Giftgewürme,
Die Bosheit schlingt hinab die Frucht der Güte;
Kein Glück besteht, wie sehr der Mensch es hüte;
Der Zufall, die Gelegenheit bedroht
Das Beste mit Verringerung und Tod.

126.

Ja, deine Schuld, Gelegenheit, ist groß;
Denn Du nur hilfst Verräthern zum Verrath,
Du stellst das Lamm dem Zahn des Wolfes blos,
Du machst des Sünders Absicht erst zur That,
Du zeigst dem Dieb und Räuber seinen Pfad;
Die Sünde springt aus deinem Hinterhalt
Auf jede Seele, die vorüber wallt.

127.

Durch Dich bricht die Vestalin ihren Eid,
Du schürst die Gluth, an der die Schaam zerthaut,
Du schändest Treue, mordest Redlichkeit,
Beschimpft, verkuppelt ist, wer dir vertraut,
Durch dich wird stumm das Lob, die Schande laut,
Durch dich verwandelt Honig sich in Galle
Die Lust in Schmach, der Reiz in eine Falle.

128.

Zur Schande wird dein heimlich Lustgelag,
Zum Fasten deine stillen Schwelgerfeste;
Mit Schmeichelworten lockst du nur zur Schmach;
Was Zucker schien, sind bittre Hefenreste.
Was bleibt von deinen Eitelkeiten nach?
Wie kommt es nur, daß Dich so Viele suchen
Die dich nachher als grundgemein verfluchen?

129.

Wann bist du mit dem Armen wohl im Bunde
Und zeigst ihm wo sein Flehn Erhörung finde?
Wann schlichtest du wohl Streit zu guter Stunde?
Wann legst du rasch den Balsam auf die Wunde?
Wo nahmst du Freien ab die Sklavenbinde?
Wer arm und krank, wer lahm, wer blind ist schreit
Nach dir und trifft dich nie, Gelegenheit!

130.

Der Apotheker schläft — man stirbt indessen;
Der Schurke mästet sich, es darbt die Waise;
Die Wittwe weint — der Richter sitzt beim Essen;
Die Seuche wächst — der Arzt macht eine Reise;
Zu guter That wird stets die Zeit vergessen,
Verführung aber, Mord, Verrätherei
Bedienst du trefflich als ihr Leiblakay.

131.

Berufen Treu' und Tugend dich herbei
Mit Opfern selbst, so halten tausend Gründe
Dich stets zurück; doch rasch und sportelfrei
Zu Rath und That erscheinst du bei der Sünde.
Du hieltest meinen Collatin zurück! Er stünde
Sonst längst schon hier als Retter meines Lebens
Und kam Tarquin, so kam er doch vergebens.

132.

Ja, deine Schuld, Gelegenheit, sind Mord,
Sind Raub und Diebstahl, Fälschung und Endwendung;
Gebrochner Eid, vergeßnes Ehrenwort,
Verpönte Fleischeslust, Verführung, Schändung;
Gehülfin bist du jeglicher Verblendung
Und aller Sünden in der Weltgeschichte
Vom Tag der Schöpfung bis zum Weltgerichte.

133.

Du Spießgesell der Nacht, du Scheusal Zeit,
Der Sorge Botin, grausen Unheils Schwinge,
Du Jugendfraß, Sklavin der Eitelkeit,
Der Sünden Packpferd und der Tugend Schlinge,
Du, die gebiert und mordet alle Dinge,
Du launisch Wechselbalg, erhöre mich
Und da du mich befleckt, — zerstöre mich!

134.

Verrathen hat Gelegenheit, die Magd
In deinem Dienste, meine Ruhestunden,
Mein Glück zerstört, ein Leid das ewig nagt
Mit Ketten meinem Herzen aufgebunden.
Zu sühnen, was aus Irrthum sich verklagt
Und haßt, o Zeit, durch deinen Richterspruch,
Das ist dein Amt, nicht schnöder Ehebruch.

135.

Dein Ruhm ist: Fürstenzwietracht beizulegen;
Verrath und Trug entlarvt an's Licht zu bringen,
Des Alters Stempel richtig aufzuprägen;
Zum Wechselwachdienst Tag und Nacht zu dingen;
Das Recht dem Ungerechten abzuzwingen;
Den Bau des Stolzes langsam zu erstürmen,
Mit Staub das Gold zu fressen von den Thürmen.

136.

Das schönste Schnitzwerk laß den Wurm zerfressen;
Verwesen laß die letzte Spur der Dinge;
Verstocke Bücher, mache sie vergessen;
Dem alten Raben rupfe kahl die Schwinge;
Den Eichbaum dörre, doch den Lenz verjünge;
Laß blanken Stahl sogar in Rost vergehen,
Das Rad des Glücks im steten Wirbel drehen;

137.

Mit Tochtertöchtern eitle Frau'n beschäme;
Zum Manne mach' das Kind, den Mann zum Kinde;
Das Einhorn und den wilden Löwen zähme,
Des grimmen Tigers starke Krallen lähme;
Umstricke List im eignen Truggewinde;
Des Landmanns Aerndtefelder laß gedeih'n;
Mit kleinen Tröpfchen höhle harten Stein.

138.

Mit jedem Schritt zertrittst du nur ein Glück
Und kannst doch nimmer sühnend rückwärts laufen.
Ach, ein zurückgegebner Augenblick
Genügte, tausend Freunde dir zu kaufen;
Gewitzigt miede man das Mißgeschick.
Gib mir zurück nur eine kurze Stunde
Von dieser Nacht, so ging ich nicht zu Grunde.

139.

Laß, athemlose Magd der Ewigkeit,
Tarquin den flücht'gen heim ein Unglück suchen;
Für ihn ersinn' ein ungeheures Leid,
Laß ihn die Schandthat dieser Nacht verfluchen
Und gib ihm Schreckgespenster zum Geleit.
Ein grausenhafter Rachedämon husche
An seinem Weg hervor aus jedem Busche.

140.

Mit bösen Träumen raub' ihm Ruh und Rast,
Laß Zerrgestalten ihn im Bett verhöhnen;
Mißlingen laß ihm, was er auch erfaßt,
Erbarmungslos laß ihn erbärmlich stöhnen;
Mach ihm sein eignes Herz zur Felsenlast;
Selbst Frauenherzen, noch so sanft und gut,
Erfülle gegen ihn mit Tigerwuth.

141.

Ihm gönne Zeit zu raufen seine Locken,
Ihm gönne Zeit sich selber zu zerfleischen,
Ihm gönne Zeit verzweifelnd zu verstocken,
Als Sklav' zu leben, bettelnd Brod zu heischen,
Ihm gönne Zeit, wenn er nach Abfallbrocken
Aus eines andern Bettlers Ranzen schmachtet,
Zu sehn wie der ihn mitleidslos verachtet.

142.

Ihm gönne Zeit bis ihn die Freunde hassen,
Bis ihn der Witz zu seiner Scheibe wählt;
Ihm gönne Zeit, zu merken, wie gelassen
Die Stunde schlendert, die mit Sorgen quält,
Wenn wir bethört die Zeit des Glücks verprassen.
Laß ewig lang sein Schuldgedächtniß dauern
Und um den Mißbrauch seiner Zeit sein Trauern.

143.

Du Lehrerin des Guten wie des Schlechten,
Mich lehre, deinem Sündenzögling fluchen.
Er möge, toll, mit seinem Schatten fechten
Und sich allstündlich selbst zu morden suchen;
Zu seinem Henker darf sich Niemand ächten
Das Schurkenblut in seinen Adern schände
Nur seine eignen selbstentehrten Hände.

144.

Und dieses Schurkenblut ist Königsblut!
Das macht des Frevels Maaß erst voll zum Rande.
Der Grund worauf Schmach oder Ehre ruht
Des Mannes, wächst mit ihm und seinem Stande;
Den Größesten betrifft die ärgste Schande.
Den Mond, der hinter Wolken tritt, vermißt man,
Den kleinen Stern, der sich verbirgt, vergißt man.

145.

Der schwarze Rabe darf im Schlamm sich baden,
Auf seinen Flügeln merkt man nichts vom Schmutze,
Doch ist ein Silberschwan mit Koth beladen,
So steht es schlecht zum weißen Federputze.
Wie Tag erscheint ein Fürst von Gottes Gnaden,
Wie Nacht ein Knecht; es folgen alle Blicke
Dem Flug des Adlers, keiner dem der Mücke.

146.

Hinweg, ihr Worte, Narrheits-Leibgesinde,
Dient zitternden Klienten als Vermittler,
Im Schulen-Wettlauf jagt in alle Winde,
Mit Klingklangarzenei verpflegt als Spittler
Den lahmen Geist; vermiethet euch dem Krittler; —
Mir seid ihr leere Spreu; in meinem Falle
Wird nichts erreicht mit euerm hohlen Schalle.

147.

Vergebens fluch' ich der Gelegenheit,
Vergebens dem Tarquin, der Unglücksnacht,
Vergebens fluch ich auch der Schmach, der Zeit,
Dem Zufall, denn das Unheil ist vollbracht;
Mein hülflos Wort hat nichts als Rauch gemacht.
Von allen Mitteln ist nur eines gut:
Vergießen muß ich mein entehrtes Blut.

148.

Wie, Hand, bei diesem Spruch erbebst du feig?
Dich ehrend rette mich aus meiner Schmach,
Der Ehre Leben ist dein Todesstreich
Und deine Schande jeder künft'ge Tag.
Nicht schirmen konntest du mein Tugendreich;
Der Feind fiel ein und durft' es keck verheeren,
So tödte dich mit mir für dies Gewähren.

149.

Sie springt empor aus den zerwühlten Kissen
Und sucht umher nach einer Todeswaffe,
Doch dieses Haus scheint nichts von Mord zu wissen;
Sie sucht umsonst, was eine Oeffnung schaffe
Die weiter als das Thor der Lippen klaffe,
Rasch auszuströmen ihren Lebenshauch
Wie Qualm des Aetna, wie Kanonenrauch.

150.

„Es ist umsonst! Noch länger soll ich leben,
Kein Pfad ist frei zum stygischen Gewässer.
Das Schwert Tarquins erfüllte mich mit Beben,
Zu gleichem Zwecke such' ich nun ein Messer.
Ach, als mein Herz erbebte war's noch besser,
Doch jetzt — geraubt ist ihm die schönste Zierde
Seitdem, die Treue, durch Tarquins Begierde.

151.

Was mir das Leben werth gemacht ist hin;
Muß nicht zugleich die Furcht des Todes weichen?
Der Tod sei meines Rufes Rückgewinn
Und schmücke Schmach mit einem Ehrenzeichen;
Die Sünde sterbe mit der Sünderin,
So schlecht der Trost ist, schuldlos in die Kohlen
Den Schrank zu werfen weil der Schatz gestohlen.

152.

Doch nimmer sollst du, theurer Collatin,
Den bittern Kuß entweihter Lippen schmecken;
Nicht mit hinein in meine Schande ziehn
Den Treuen darf ich und vor ihm verstecken
Den Ehebruch. Nie deinen Stamm beflecken
Wird, was als Keim in meinem Schooße ruht,
Nie soll dich Vater schmähn des Kuckuks Brut.

153.

Nie soll er heimlich kichernd dein gedenken
Noch mit den Freunden spotten deiner Lage.
Ich wurde nicht verführt mit Goldgeschenken,
Entrissen ward ich dir aus festem Hage.
Doch ich allein bin Herrin meiner Tage
Und will mir nimmer meine Schuld vergeben
Bis daß ich sie gesühnt mit meinem Leben.

154.

Was ich verbrach, dich soll es nicht vergiften,
Dir will ich nicht die falsche Münze zahlen
Der klugen Ausflucht, nicht die schwarzen Triften
Der Sünde grün und sonnenhell bemalen.
Von dieser Nacht und ihren Höllenqualen
Erzähl' ich Alles unter heißen Zähren
Die meinen Geist vom Schlamm des Frevels klären.

155.

Verstummen ließ den flötenden Gesang
Die Nachtigall, die Sängerin der Sorgen.
Die Nacht, in feierlichem Trauergang,
Zog höllenwärts; erröthend kam der Morgen
Um holden Augen holdes Licht zu borgen;
Lucretia nur, voll Schaam, sich selbst zu schauen
Verbärge gern sich noch in Nacht und Grauen.

156.

Durch alle Spalten aber dringt in's Haus
Der helle Tag und sieht sie weinend sitzen.
O Weltenauge, ruft sie schluchzend aus,
Warum nur willst du mir in's Fenster blitzen?
Die Schläfer kitzle mit den Strahlenspitzen
Die mir ein Brandmal in die Stirne stechen;
Das Licht hat nichts zu thun mit Nachtverbrechen.

157.

So hadert sie mit Allem was sie sieht,
Denn tiefer Gram ist mürrisch wie ein Kind,
Dem, wenn es schmollt, nichts mehr zu Dank geschieht.
Kein junger Schmerz, nur alter trägt sich lind;
Der junge tobt, der alte zähmt, erzieht.
Wer schwimmen will, der fürchte nie zu sinken;
Wer hastig zappelt wird gewiß ertrinken.

158.

Mit eines Kummermeeres Wogen ringt sie
Und Alles was sich ihren Blicken beut
Mit ihren Schmerzen in ein Gleichniß bringt sie
Daß jeder Gegenstand ihr Leid erneut,
Und wenn sie jetzt das kleinste Wörtchen scheut
So muß sie gleich darauf in einem Schwall
Von Worten klagen ihren tiefen Fall.

159.

Daß sie die Vögel munter singen hört
Erfüllt mit Grimm ihr schwer betrübtes Herz;
Des Kummers tiefster Grund wird aufgestört
Und Trauer todeswund durch Lust und Scherz.
Der beste Schmerzgenosse bleibt der Schmerz.
Getröstet lernt das Weh sich mild verwinden
Indem es trifft ein ähnliches Empfinden.

160.

Den Hunger steigert ein erblicktes Mahl,
Der Salbe Nah'n den Schmerz im wunden Glied,
Die nahe Küste des Ertrinkens Qual,
Den tiefsten Gram die Heilung die er sieht.
Er gleicht dem Bache, welcher still in's Thal
Die freie Fluth ergießt, doch eingedämmt
Gesetzlos raf't und Alles überschwemmt.

161.

„Begrabt, ihr Vögel, euern Spottgesang
In der von Federn dicht umhüllten Brust;
Für mein Gehör verstumme Lied und Klang,
Ich weiß nichts mehr von Harmonieenlust;
Der trüben Wirthin singt ihr nicht zu Dank;
Erfreut ein frohes Ohr mit euern Tönen,
Mein Tact ist Seufzen, meine Tonart Stöhnen.

162.

Komm, Philomele, von Entehrung singe;
Dein Trauerhain sei mein verwirrtes Haar;
Bei jeder deiner Trauerstrophen bringe
Dir Thränenbeifallszoll mein Augenpaar.
Mein Schluchzen als des Liedes Grundbaß klinge;
Dem Tereus gelten deine Melodie'n;
Begleitend summen will ich: o Tarquin!

163.

Man sagt, du drückest um dein Weh zu wecken
Die Brust an einen Dorn, daß er sie ritze;
So will auch ich, mein Auge zu erschrecken,
Auf's Herz mir setzen eines Messers Spitze
Und, blinzt mein Lid, mich blutend niederstrecken;
Es soll der Steg sein, welcher stimmverwandt
Mit dir die Saiten meines Herzens spannt.

164.

Am Tage, trauter Vogel, schweigst du blöde,
Dich sehn zu lassen hindert dich die Schaam;
So laß uns denn in eines Dickichts Oede
Den Waldgeschöpfen klagen unsern Gram.
Die wilden Thiere werden sanft und zahm
Vor Rührung lauschen unsern Leidakkorden
Seitdem die Menschen Bestien geworden.

165.

Wie scheu das Reh ein Veilchen steht und sinnt,
Wohin es, aufgeschreckt, sich flüchtend wende;
Wie wir, verirrt in einem Labyrinth
Nicht wissen, welcher Pfad uns führt ans Ende,
So schwenkt ihr Fühlen jetzt ein Wirbelwind.
Sie fragt sich, ob sie dennoch leben soll
Denn auch der Tod erscheint ihr vorwurfsvoll.

166.

„Mit eigner Hand durchbohren meine Brust,
Das hieße meine Seele mit beflecken.
Erträglich bleibt des halben Guts Verlust, —
Wer Alles hingibt wählt sich Angst und Schrecken.
Die Mutter will die Rachegeister wecken,
Die, wenn man ihr das eine Kind begraben,
Das zweite tödtet um nun keins zu haben.

167.

Leib oder Seele, was hat mehr gegolten?
Er, Collatins, — sie, Himmels Eigenthum, —
Sie gottgeschaffen, — jener unbescholten; —
Zusammen waren sie mein Lebensruhm.
Es scheint, daß sie zusammen welken sollten
Gleichwie der Pinie Schmuck und Saft verschwindet
Sobald man ihren stolzen Stamm entrindet.

168.

Der Seele Haus und stiller Aufenthalt
Hat Plünderung von Feindeshand erlitten;
Ihr Heiligthum befleckte die Gewalt,
Ihr höchstes Kleinod hat die Schmach erstritten.
Nicht gottlos nennt es, wenn ich einen Spalt
In den bereits erstürmten Burgwall schlage
Und frei hinaus die arme Seele trage.

169.

Zuvor jedoch soll Collatin die Kunde
Von meinem Fall und was mich tödtet hören,
Er wird mir dann in meiner letzten Stunde
An meinem Mörder mich zu rächen schwören.
Es soll das Blut aus meiner Todeswunde
Ein Erbtheil sein das ich Tarquin vermache:
Er hat's befleckt, ihm hinterläßt es Rache.

170.

Doch meine Ehre soll das Messer erben
Das vom entehrten Körper mich befreit
Denn wieder bringt's die Ehr', entehrt — zu sterben,
Der Ehre gibt der Tod Unsterblichkeit.
Aus meiner Schande Asche neu geweiht
In reinem Glanz zu stetem Jugendleben
Soll sich der Ruf Lucretiens erheben.

171

Was ist es, das ich Dir vermachen muß,
Du Herr des Kleinods, das man mir gestohlen?
Dein rühmlich Erbtheil werde mein Entschluß.
Sei stolz auf mich. Im letzten Athemholen
Sei dir die Pflicht der Rache anbefohlen;
Ich sterbe weil ich treulos dir geworden,
Ich morde mich — du sollst Tarquin ermorden.

172.

So soll denn kurz mein letzter Wille lauten:
Den Geist dem Himmel und den Leib der Erde,
Der That Entschluß und Kühnheit meinem Trauten,
Den Ruhm dem Stahl, dem Ender der Beschwerde,
Die Schmach dem Frevler, der dem Freundesheerde
Als Dieb genaht, den guten Nachruf Allen
Die mich verehren ob ich auch gefallen.

173.

Dies Testament soll Collatin vollstrecken,
Nicht länger kann sein Inhalt mich erschrecken.
Mein Dasein ist beschimpft; mein Blut befrei' es
Als läuternd Bad von meiner Sünde Flecken.
Ermanne dich, mein Herz und sprich: so sei es.
Gib nach der Hand, ihr mußt du nun erliegen,
Sie fällt mit dir, doch Beide sollt ihr siegen.

174.

Beschlossen hat sie nun im festen Sinn
Den Todesplan; die Thränen sind versiegt;
Matt, klanglos ruft sie ihre Dienerin
Die rasch herbei zur theuern Herrin fliegt.
Der Wiese gleich auf der der Schnee noch liegt
Zu schmelzen aber eben angefangen
Erscheinen ihr Lucretiens bleiche Wangen.

175.

Der Herrin sagt sie sittsam guten Morgen
Im schlichten Tone der Bescheidenheit;
Sogleich bemerkend ihre schweren Sorgen
An ihres Angesichtes Trauerkleid,
Doch wagt sie nicht zu fragen, welches Leid
Mit Thränen ihre Wangen überronnen
Und so verfinstert ihre Augensonnen.

176.

Die Erde weint indem die Sonne sinkt
Daß jede Blum' ein feuchtes Auge scheint;
Der treue Augenstern der Zofe blinkt
Von Zähren, jenem Sonnenpaar geweint
Das nun in salz'ger Thränenfluth ertrinkt;
Erloschen ist die helle Himmelspracht
Des Mädchens Auge netzt der Thau der Nacht.

177.

So standen da die lieblichen Gestalten,
Springbrunnenbildern gleich von Elfenbein;
Der Einen Zähren wahrstem Schmerze galten,
Die Andre denkt: sie weine nicht allein!
Denn fremdem Schmerz gar oft und willig leihn
Die Frauen ihrer Augen Thränenbäche
Als ob ihr Herz von gleichem Kummer breche.

178.

Der Mann ist Marmor, weiches Wachs die Frau;
Der Form des Marmors muß das Wachs sich fügen.
Gleich falschen Münzen trägt das Weib zur Schau
Die Prägung mit des fremden Königs Zügen;
Nicht das Metall, die Stempel nur betrügen.
Was kann das Wachs dafür, das aufgeprägt
Das Bildniß eines argen Teufels trägt?

179.

Das Frauenherz ist wie ein offnes Feld,
Du siehst den kleinsten Wurm der drüber kriecht
Des Mannes wild verwachsnes Dickicht hält
Verborgen was in ihm von Bösem liegt.
Das Stäubchen, das im Sonnenstrahle fliegt,
Befleckt Krystall; der Mann sinnt Missethaten
Und — lacht; die Frau wird ihr Gesicht verrathen.

180.

Nicht die verwelkte Blume wollet schelten,
Dem Winter grollet, der sie welken macht;
Nur dem Zerstörer darf der Tadel gelten,
Nicht dem Zerstörten. Thut in Bann und Acht
Den, der die Sünderin zum Fall gebracht;
Denn was die zartgeschaffne Frau beschimpft
Hat ihr des Mannes Hochmuth eingeimpft.

181.

Das hat Lucretiens Geschick bewährt.
Entsetzt erwachend hört sie das Gebot
Des frechen Räubers und erblickt sein Schwert,
Doch mehr noch ängstigt sie, als jäher Tod,
Die Schmach mit der er ihrer Leiche droht,
Und, todesstarr aus Furcht vor Tod und Schande,
Verliert sie jede Kraft zum Widerstande.

182.

„Was ist dir, Kind? begann voll hoher Milde
Lucretia zur Dienerin zu sprechen,
Die vor ihr stand gleich einem schwachen Bilde
Des eignen Grams; „Was ist dir, daß in Bächen
Aus deinen Augen diese Thränen brechen?
Genesen wahrlich müßt' ich durch die meinen
Wenn Thränen frommten, doch mir hilft kein Weinen.

183.

„Doch, sage mir, wann zog Tarquin von hinnen?"
(Die Stimme stockt ihr da sie dieses fragt)
„Verzeih' der trägsten aller Dienerinnen,
Lang' eh' ich aufgewacht!" versetzt die Magd,
„Obwohl ich, meine Arbeit zu beginnen
Mein Bett verließ in frühen Dämmerstunden
War doch Tarquin weit früher noch verschwunden.

184.

„„Doch, theure Herrin, darf die Magd es wagen
Zu forschen, was dein Herz betrübt und quält?
„Still! ruft Lucretia, dürft' ich's dir auch sagen,
Es blieb', auch mitgetheilt, gleich schwer zu tragen,
Es ist ein Leiden, das kein Mund erzählt
Und Qual für die wir keine Worte kennen,
Die dürfen wir wohl Höllenmarter nennen.

185.

„Geh, hole mir Papier und Dintenfaß —
Doch nein, ich hab es hier — du magst verweilen —
Was wollt' ich sagen? — Einen Diener laß
Bereit sich halten, rasch mit meinen Zeilen
Zu meinem theuern Gatten hin zu eilen;
Er soll sich rüsten ohne Aufenthalt,
Die Sache drängt — geschrieben hab' ich bald."

186.

Die Magd gehorcht; sie setzt sich hin zum Schreiben,
Doch widerspenstig stockt der Federkiel;
Im Kampfe mit einander liegend treiben
Mit ihm Verstand und Schmerz ein müßig Spiel;
Der Wille streicht was ihrem Geist gefiel
Und wie die Menge vor des Thores Schranken
So streiten um den Vortritt die Gedanken.

187.

Doch endlich schreibt sie: „Stetes Wohlergehn
Wünsch' ich Unwürdige dem werthen Gatten.
Willst du Lucretien noch einmal sehn
So wolle mir die Bitte jetzt gestatten
Um eiligsten Besuch dich anzuflehn;
Aus unserm Trauerhause kurz empfehle
Ich deiner Huld die schwer betrübte Seele."

188.

Sie schließt den Brief, der ihr gewisses Wehe
In ungewissen Worten offenbart
Daß ihren Kummer Collatin ersehe
Doch nicht erkenne ihres Kummers Art.
Die volle Kunde bleibt ihm aufgespart
Bis ihm ihr selbstvergossnes Blut erzählt
Sie habe nicht aus eigner Schuld gefehlt.

189.

Sie hält des Schmerzes Leidenschaft zurück,
Erst wenn der Gatte kommt sich auszuweinen.
Wer stöhnt und jammert um sein Mißgeschick
Das ihn betroffen hat, der wird den Seinen,
Der wird der Welt nicht selber schuldig scheinen.
Nicht Worte dürfen ihren Brief beflecken
Bis Thaten sühnend diese Worte decken.

190.

Leid=Anblick rührt uns mehr als Leidbericht;
Das Auge kann dem Ohre dann erzählen
Wie von des Kummers drückendem Gewicht
Die Glieder jedes seinen Theil sich wählen;
Den Schmerz nur schildern heißt ihn halb verhehlen
Still strömt der tiefe Sund, laut rauscht der seichte Fjord
Ein Ebbewind der Trübsal ist das Wort.

191.

Gesiegelt ist der Brief und überschrieben:
„Dem Herrn in Ardea, in höchster Schnelle."
Dem trägen Huhn, vom Nordwind fortgetrieben,
Vergleichbar ist der mürrische Geselle,
Der ihn empfängt, daß er ihn rasch bestelle.
In solcher Noth erscheint der schnellste Flug
Dem Ungeduldigen nicht schnell genug.

192.

Der unbeholfne Bursch verneigt sich tief,
Erröthet blöde, starrt die Herrin an,
Erwidert nichts, empfängt von ihr den Brief
Und nimmt sich vor zu eilen was er kann.
Sie denkt: um mich erröthet dieser Mann!
Denn wer sich schuldig fühlt hegt stets den Wahn
Es merke Jedermann was er gethan.

193.

Es war nur Blödigkeit bei diesem Knechte;
In Worten seine Treue zu beweisen
Verstand er nicht. Sein Eifer war der ächte:
Wenn Andre ihren guten Willen preisen
Und wenig thun, er schwieg — und that das Rechte,
Ein Muster aus der alten guten Zeit,
Nicht zungenfertig, aber dienstbereit.

194.

Des Eifers Röthe weckt in ihr Verdacht;
Der treibt auch ihr das Schaamroth in die Wangen.
Sie glaubt, er wisse was Tarquin vollbracht
Und blickt ihn schärfer an: er wird befangen
Und röther noch und was sie selbst entfacht
Durch ihren Blick, das dünkt ihr nun ein Zeichen,
Daß er sie such' auf Sünden zu beschleichen.

195.

Kaum ist er fort, so denkt sie schon: Wie lange
Nur dauert meines Boten Wiederkehr!"
Die Zeit scheint still zu stehn in ihrem Gange;
Auch weinen, schluchzen kann sie jetzt nicht mehr;
Ihr Herz ist matt, ihr Auge thränenleer;
Für eine Weile schweigt ihr banges Stöhnen
Als suche sie nach neuen Trauertönen.

196.

In einem Zimmer ihres Hauses hängt
Ein altes Bild, naturgetreu zum Sprechen.
Es zeigt, vom Heere Griechenlands bedrängt,
Die Priamsburg; den Frauenraub zu rächen
Will dies die wolkenhohen Zinnen brechen.
Wie stolz im Hintergrund die Thürme steigen!
Sie küssend scheint der Himmel sich zu neigen.

197.

Der Künstler wußte tausend Gegenständen
Den Schein des Lebens rührend einzuhauchen:
Ein Tröpfchen Weiß genügte seinen Händen,
Dies Weib in eine Schmerzensfluth zu tauchen;
Man sieht des theuren Gatten Herzblut rauchen;
Sein Auge, das im Todeskampfe bricht,
Glimmt noch vom letzten aschenhaften Licht.

198.

Hier schanzt der Grieche staub= und schweißbedeckt
Dort in den Scharten, in den Mauerfugen
Erblickt man Troeraugen, die erschreckt
Hinüber auf das Werk des Feindes lugen.
In jedem Strich ist hohe Kunst versteckt;
Gewahren wird der suchende Beschauer
In solcher Ferne selbst den Blick der Trauer.

199.

Wie stehn die Führer da so stolz bewußt!
Ihr Auge sagt: Die Feste muß uns weichen.
Wie schwellt der Muth des jungen Kriegers Brust!
Wie hier und da die Feiglinge mit bleichen
Verstörten Zügen zitternd vorwärts schleichen!
Das ist der Bauer wie er leibt und lebt;
Man schwört, man sehe wie er bangt und bebt.

200.

Das dort ist Ajax, das Laertes' Sohn.
Wer könnte treffender die Züge wählen?
Das Herz, die Seele liegt im Farbenton,
Der Maler weiß ihr Wesen zu erzählen.
Dort Kraft und Trotz voll Uebermuth und Hohn,
Hier feine Milde, Schlauheit, rasches Denken
Die Kunst, die Menschen lächelnd fest zu lenken.

201.

Hier hält der greise Nestor eine Rede.
Wie sicher streckt sich seine Hand empor!
Er spornt die Griechen an zur tapfern Fehde
Und fesselt jedes Auge, jedes Ohr.
Sein langer Bart, ein weißer Silberflor
Scheint mit dem Kinn sich auf und ab zu neigen;
Sogar sein Athemwölkchen siehst du steigen.

202.

Sieh der Gesichter gaffendes Gedränge:
Es scheint, sie wollen seinen Rath verschlingen.
Nicht Zwei sind gleich in dieser Lauscher Menge;
Sie stehn, als hörten sie Sirenen singen,
Hier hoch, da tief; um halbe Kopfeslänge
Ragt mancher Mann empor aus dieser Schaar
Von Andern sieht man kaum das Scheitelhaar.

203.

Der legt die Hand auf eines Andern Haupt,
Dem deckt die Nase seines Nachbarn Ohr,
Der ist erstickend roth gedrückt und schnaubt,
Der drängt sich pustend, fluchend weiter vor;
So wüthend scheinen Viele, daß man glaubt
Die Schwerter müßten aus den Scheiden fliegen
Sobald nur Nestors goldne Worte schwiegen.

204.

Der Phantasie bleibt vieles überlassen,
Sinnreich versteckt, knapp, doch bedeutungsschwer.
So fehlt Achill; doch sieht man seinen Speer
Und eine Hand in Harnisch ihn umfassen:
Des Geistes Auge stellt den Helden her.
Versinnlichen, wie diese Hand und Lanze,
Muß oft ein Glied, ein kleiner Theil das Ganze.

205.

Der kühne Hector ist in's Feld gerückt;
Nun schaut von Trojas schwer bedrängten Wällen
So manche Mutter und erkennt entzückt
Den Sohn am blanken Harnisch, der ihn schmückt;
Doch scheint auch Hoffnung ihre Brust zu schwellen,
So spürt man doch daneben ein Verzagen,
Wie Flecken Rost am Stahl des Spiegels nagen.

206.

Und von der Wahlstatt, dem Dardanerstrande
Ergießt sich breit des Blutes rother Bach
Zum Simoïs, zu seinem Binsenrande.
Mit seiner Fluthen schwellendem Gebrande
Ahmt dieser Fluß den Kampf der Menschen nach:
Die Wogen stürmen, fliehen, wollen säumen
Um wuthgedrängt am Ufer zu verschäumen.

207.

Zu diesem Bilde trat Lucretia,
Des Kummers tiefsten Ausdruck anzuschauen.
Wie leidgefurcht sie manches Antlitz sah,
Keins zeigt so ganz den vollsten Schmerz der Frauen
Als das der gramgebeugten Hekuba
Die starren Blicks des Pyrrhus Fuß betrachtet,
Denn unter ihm liegt Priamus geschlachtet.

208.

Hier stellt der Maler wie zergliedert dar
Der Schönheit Untergang durch Zeit und Sorgen.
So gänzlich haben, was sie weiland war,
Die Runzeln ihres Angesichts verborgen.
Sieh diese Adern, vormals blau und klar —
Nun sind sie schwarz — ihr Springquell ist verdorben,
Noch lebt der Geist, der Körper ist gestorben.

209.

Lucretia beschaut dies Schattenbild
Darin ein Gleichniß ihrer Qual zu suchen.
Ihm fehlt nur Eins: kein Laut, kein Wort entquillt
Den Lippen, ihre Feinde zu verfluchen.
Der Künstler war kein — Gott; Lucretia schilt
Es ungerecht, zum Weh in diesen Zügen
Nicht auch die Sprache noch hinzuzufügen.

210.

„Du arme Laute, ruft sie „ohne Ton!
Ich will die Zunge leihn zu deinen Klagen,
Die Wunde salben, die Achillens Sohn
Fluchwürdig deinem Priamus geschlagen,
Die Flammen, die um Trojas Zinnen loh'n
Mit Thränen löschen und um dich zu rächen
Den Griechen aus die bösen Augen stechen.

211.

O zeige mir des Leids Begründerin,
Zerfleischen will ich sie mit meinen Nägeln
Sammt ihrem Paris, der die Sünderin
Aus Brunst verführt mit ihm hieher zu segeln
Als dieser Feuersbrunst Entzünderin.
Zum Opfer fällt nun einem schönen Weibe
Der Greis, der Mann, das Kind im Mutterleibe!

212.

Warum nur wird des Einen Lustgelag
Durch solches Unglück heimgesucht an Allen?
Auf dessen Haupt nur, der die Satzung brach
Soll auch die Strafe des Vergehens fallen.
Wer schuldlos ist der bleibe frei von Schmach;
Was Einer nur in böser Lust verbrochen
Sei nicht an einem ganzen Volk gerochen.

213.

Da weint nun Hekuba und Priam fällt,
Aus Troilus', aus Hectors Heldenbrust
Verströmt das Blut und tränkt das weite Feld;
Ein Freund erschlägt den andern unbewußt
Und — Alles das um eines Mannes Lust!
Hielt Priamus nur diesen Sohn in Zügeln
So strahlte Ruhm, nicht Brand von Trojas Hügeln."

214.

Gefühlvoll weint sie um gemalten Schmerz.
Ein tiefes Leid ist ähnlich schweren Glocken:
Einmal in Schwung gesetzt erklingt das Erz
Von selber fort und braucht, um nicht zu stocken,
Nur schwachen Anstoß, wie Lucretiens Herz.
Vom Werk des Malers borgt sie nur die Blicke
Und leiht ihr Wort erfundnem Mißgeschicke.

215.

Indem sie so des ganzen Bildes Rund
Durchforscht, hat sie für jedes Leid auch Klagen.
Dort steht bei Hirten, fern im Hintergrund,
Ein Wicht in Fesseln; scheint er auch zu zagen,
So merkt man doch sein heimliches Behagen;
Wie schmerzlich ihn die festen Bande schnüren,
Geduldig läßt er sich gen Troja führen.

216.

Hier steht des Malers Meisterschaft bezeugt,
Der Arglist einen Unschuldsblick zu leihn,
Den Gang der Demuth, Augen, thränenfeucht,
Die sanfte Dulderstirn, die jeder Pein
Zu sagen scheint „du sollst willkommen sein"
Und mittelfarbge Wangen, die gelassen
Nie schaamroth werden, nie vor Furcht erblassen.

217

Das ist ein eingefleischter Bösewicht.
So wohl verborgen liegt in ihm das Schlechte,
So täuschend heuchelt dieses Angesicht,
Daß Jeder meint, so blicke der Gerechte,
Daß auch der Argwohn selber niemals dächte
Die Höllentücke eines Teufels trüge
Als Maske diese engelmilden Züge.

218.

Es ist der Schurke, der mit falschem Eide,
Mit kluger Mähr den Priamus bethörte,
Der Sinon, der des Himmels Augenweide,
Die Troerstadt, mit Mord und Brand zerstörte,
Daß mitergriffen von so großem Leide
Die kleinen Sterne von der Stelle wichen
Weil unten ihres Spiegels Glanz erblichen.

219.

Genau beschaut Lucretia die Gestalt,
Doch für den Maler hat sie nichts als Tadel:
Ein Leib, geschmückt mit solchem Formenadel
Sei nie so schwarzer Seele Aufenthalt;
Hier sei, mit überzeugender Gewalt,
Der Wahrheit Kleid der Lüge angezogen,
Den Künstler habe seine Kunst betrogen.

220.

„Das soll der Blick versteckter Tücke sein?" —
— Sie will „das ist unmöglich" eben sagen, —
Da fällt Tarquins Gestalt ihr plötzlich ein
Und von der Zunge gleichsam fortgeschlagen
Ist ihr das Wort. „Man braucht nicht erst zu fragen"
So fährt sie fort, jetzt plötzlich andrer Meinung,
„Das ist der Tücke leibliche Erscheinung."

221.

„So traurig still, wie Sinon hier im Bilde,
So kam zu mir voll arger List Tarquin,
So wußt' er Kummer Müdigkeit und Milde
Als Maske seiner Bosheit anzuziehn;
Sein Laster, das als Ehrbarkeit erschien,
Hat mich, wie Sinon Priamus, bethört
Und ach, auch mir mein Ilion zerstört.

222.

O sieh nur, wie zu Sinons falschen Zähren
Auch Priamus, in Rührung lauschend, weint.
Der alte Thor! Zum Troermord gebären
Ihm diese Thränen jede einen Feind
Und Flammen, welche seine Stadt verzehren,
Empor aus jedem dieser Tropfen lecken,
Die, klaren Perlen gleich, sein Mitleid wecken.

223.

Aus einer eiserstarrten Hölle stehlen
Die Teufel ihre Macht; denn Sinon bebt
Vor Kälte, während Flammen in ihm schwelen;
Er weiß die Gegensätze zu vermählen
Daß Frost mit Gluth in ihm in Eintracht lebt;
So kann er Thoren blenden und verführen,
Durch Thränenwasser Trojas Flammen schüren.

224.

Von wilder Leidenschaft ergriffen faßt
Lucretia das Bild und will's verletzen;
Sie sieht in Sinon ihren Unglücksgast
Um dessentwillen sie sich selber haßt, —
Ihr Nagel soll das Antlitz ihm zerfetzen —
Doch schmerzlich lächelnd hält sie ein und spricht:
„Ich Thörin! Der da fühlt die Wunde nicht!"

225.

So fluthet, ebbt die Strömung ihrer Sorgen;
Sie spornt die müde Zeit mit ihren Klagen,
Sie wünscht die Nacht herbei und dann den Morgen
Und beide scheinen ihr gedehnt zu Tagen.
Die Zeit wird endlos wenn wir Schmerz ertragen;
Wir messen sie an unserm schweren Kummer
Der uns darniederwirft, doch ohne Schlummer.

226.

Doch sie verbrachte diese ganze Zeit
Gedankenvoll im Anschaun jener Bilder.
Indem sie sich versetzt in fremdes Leid
Empfand sie doch ihr eignes etwas milder
Und, wo sie schalt, ihr Herz vom Gram befreit.
Nicht heilen kann's,doch lindern unsre Wunden,
Daß Andere den gleichen Schmerz empfunden.

227.

Doch endlich kehrt der treue Bote wieder
Mit ihm der Herr in Anderer Geleit.
Sie sehn, Lucretia trägt ein Trauerkleid;
Ein blauer Kreis um ihre feuchten Lider
Dem Regenbogen gleich, verräth ihr Leid,
Und deutlich sagen diese Wassergallen:
In Kürze werden neue Schauer fallen.

228.

In's Antlitz starrt ihr Collatin erschrocken,
Wie blaß die Wangen sind, wie bleich der Mund;
Die Augen, noch nicht völlig thränentrocken,
Sonst lebenstrahlend, sind jetzt roth und wund.
Er fragt sie nicht nach dieses Kummers Grund.
Er steht verdutzt, wie wenn in ferner Landschaft
Wir Jemand sehn aus unserer Bekanntschaft.

229.

Doch endlich nimmt er ihre weiße Hand;
„Geliebte, hebt er an, verkünd' es offen,
Weshalb die Farbe deiner Wangen schwand?
Aus welchem Grunde trägst du dies Gewand?
Wie heißt das Unheil welches dich betroffen?
Bekenne deines Schmerzes Ursach frei
Daß wir erfahren wie zu helfen sei.

230

Sie soll zu Worten ihren Gram bezwingen
Und muß wohl dreimal schluchzend Athem holen.
Auf Antwort hört sie ihren Gatten dringen
Und schickt sich an, es schlicht heraus zu bringen
Daß ihr ein Feind die Ehre fortgestohlen.
In ernster Spannung lauschen ihr der Gatte
Und die Gefährten die er um sich hatte.

231.

Und wie der Schwan im thränenfeuchten Neste
Das letzte Lied beginnt vor seinem Ende,
So ruft sie: Kurz zu sein ist da das Beste
Wo doch der Fehltritt nimmer Sühnung fände,
Wie viele Worte man dazu verschwende,
Und meine müde Zunge würde lahm,
Erzählte sie zur Hälfte meinen Gram.

232.

Drum läßt sie dich nur dieses Eine wissen:
Es kam ein Fremdling, der dein Bett bestahl;
Gelegen hat sein Haupt auf diesen Kissen,
Auf deinem Platz, mein theuerster Gemahl.
Was dir gehört, das hat er mir entrissen;
Das Aergste mußte deine Gattin dulden,
Nur durch Gewalt, nicht eigenes Verschulden.

233.

Es schlich ein Unmensch, — nein, ein gift'ger Molch
Um Mitternacht sich in mein Schlafgemach
Mit einer Fackel und gezücktem Dolch;
Auf, Römerin, so rief er, werde wach
Und gieb dem Drange meiner Liebe nach;
Dich sammt den Deinen, willst du widerstreben,
Gedenk' ich steter Schande preis zu geben.

234.

Wenn Du dich nicht ergiebst an meine Lust
Dann werd' ich irgend einen Knecht erstechen;
Als Leiche leg ich dich an seine Brust
Und schwöre, daß ich mitten im Verbrechen
Dies Paar erschlug um solchen Schimpf zu rächen;
Zum Ruhme würde mir die That gereichen,
Von deinem Namen nie die Schande weichen.

235.

Als ich empor mit lautem Schreien fuhr
Setzt' er auf's Herz mir seines Schwertes Schneide
„Beim nächsten Wort erfüll' ich meinen Schwur,
Der kalte Stahl durchbohrt dein Eingeweide,"
So rief er „Rom vernimmt es, wie ihr Beide,
Dein Knecht und Du, in einem Bett gefunden
Von meinem Schwert empfingt die Todeswunden.

236.

Mein Feind war stark; ich mußte, angstgeschwächt,
Mich sprachlos vor dem blut'gen Richter beugen;
Entzogen wurde mir Verhör und Recht,
Im Scharlach rief er auf die Lust zum Zeugen,
Daß meine Schönheit ihn entweiht zum Knecht;
Und kommt zum Spruch der Richter im Talar
Dann ist der Angeklagte in Gefahr.

237.

Hilf du mir nun Entschuldigung entdecken;
Das wenigstens laß meine Zuflucht sein:
Mein Blut vermochte Schande zu beflecken,
Die Seele hielt sich makellos und rein;
Sie zwang er nicht, sie blieb in Treue dein,
Sie hat der Unschuld fleckenlose Helle
Bewahrt in ihrer giftbeschmutzten Zelle."

238.

Er gleicht dem Kaufmann, welchem ein Verlust
Zerstört, woran er jahrelang gebaut;
Sein Auge starr und lichtlos vor sich schaut,
Gesenkten Hauptes kreuzt er auf der Brust
Die Arme, Schmerz erstickt der Kehle Laut,
Tief athmend ringt nach Worten seine Zunge,
Umsonst — denn alle Luft verbraucht die Lunge.

239.

Wie sich ein Strom durch einen Brücken=Bogen,
Den Augen unbegleitbar hastig, drängt
Um kreiselnd gleich darauf zurückzuwogen
Zum engen Thor, durch das er sich gezwängt,
Von seiner Wuth hinab, hinauf gezogen:
So geht sein Schluchzen auf demselben Wege
Nur immer hin und her, gleich einer Säge.

240.

Ihr Auge sieht des Gatten sprachlos Leid;
Sie weckt ihn auf aus des Bewußtseins Schlummer.
„Wie der geschwollne Strom zur Regenzeit,
So, sagt sie, steigt mein Schmerz durch deinen Kummer;
Anstatt zu schluchzen sei zur That bereit;
Mein bittrer Thränenstrom, mein Schmerz genüge
Und ein vom Weh gebrochnes Herz genüge.

241.

Als Gattin war Lucretia dir vereint;
Verfechte nun deswegen ihre Sache
Und nimm an ihm, an meinem, deinem Feind,
Der auch sein eigner Feind ist, schnelle Rache;
Du könntest helfen, hast du wohl gemeint, —
Es ist zu spät; nun sterbe der Verräther, —
Ein mild Gericht vermehrt die Missethäter.

242.

„Nicht nennen darf ich euch den Bösewicht,
Ihr edeln Herrn, bis mir's mit heil'gem Eide
Von Euch ein Jeder in die Hand verspricht
Daß er durch Euch verdiente Strafe leide;
Das ist des Ritters Ruhm und edle Pflicht,
Dem Frevler folgend mit der Rache Waffen
Der schwachen Frau Gerechtigkeit zu schaffen."

243.

Voll edeln Eifers sind sie rasch bereit
Ihr Beistand zu geloben. Alle schwören
In ihre Hand den auferlegten Eid
Und wollen dann des Frevlers Namen hören.
Sie stockt. — „Wie bin ich rettungslos entweih't!
Ruft sie noch einmal aus „o gebt mir an,
Womit ich meine Schande löschen kann!

244.

„Was ist der Frevel welchen ich begangen?
Kann je mein reiner Geist die Schmach vergeben?
Daß Zufall, Umstand ihn von mir erzwangen,
Kann das vom tiefen Fall die Ehre heben?
Ein Brunnen, welcher trübes Gift empfangen
Wird bald nachher in alter Klarheit quillen:
Macht nichts mich frei vom Fehltritt wider Willen?

245.

„Ja, rufen Alle, was den Leib geschändet,
Das spült die reingebliebne Seele fort!“
Mit freudlos mattem Lächeln aber wendet
Sie weg ihr Angesicht bei diesem Wort.
„Nein, ruft sie, nein, der Trost ist hier verschwendet;
Ich darf den Frauen welche nach mir leben
Kein Beispiel leicht gesühnter Sünde geben.“

246.

Sie seufzt als müsse nun das Herz ihr brechen
Und nennt Tarquin. Er, er, so ruft sie, — Er . . . —
Nichts weiter kann die arme Zunge sprechen
Als dieses Er. Sie athmet tief und schwer . . .
„An ihm, so ruft sie endlich, wollet rächen,
Ihr edeln Herrn, Lucretiens Trauerloos,
Er leitet diese Hand zum Todesstoß.“

247.

Bei diesem Worte zückt sie rasch den Stah
Der tödtlich ihre reine Brust durchstößt
Und schleunigst endet ihre tiefe Qual.
Aus des befleckten Kerkers Haft erlöst
Verathmend aufwärts in den Himmelssaal
Auf leichten Flügeln aus der Wunde schwebt
Was, frei vom Erdenschicksal, ewig lebt.

248.

Versteinert stehn bei diesem Todesstreiche
Ihr Gatte Collatin und die Genossen.
Lucrez, der Vater, wirft sich auf die Leiche
Und hält sie mit den Armen fest umschlossen;
Da zieht das Messer Brutus aus der Weiche;
Und machtlos Rache sprudelnd schießt dem Stahl
Verfolgend nach des Blutes rother Strahl.

249.

Zwei träge Ströme, ihrer Brust entspringend,
Erzeugt der Wundenquelle Purpurblut,
Zu beiden Seiten ihren Leib umringend,
Der leblos nun inmitten dieser Fluth
Wie ein verheertes wüstes Eiland ruht.
Ein Theil des Bluts noch roth und lauter sprudelt,
Das *schwarze* wurde von Tarquin besudelt!

250.

Ihr Schmerzensantlitz, todeskalt und steif,
Umzirkelt, als ein dunkles Trauermal,
Dies schwarze Blut mit einem Wasser-Reif.
Seitdem, zum Angedenken ihrer Qual,
Wird das verdorbne Blut stets wässrig fahl
Und scharlachroth bleibt nur das unbefleckte,
Von Schaam ergriffen um das angesteckte.

251.

O Tochter, theure Tochter, ruft der alte
Lucrez, du raubtest mir mein eignes Leben.
Der Vater hofft daß er sich neu gestalte
In Kind und Enkel; um es aufzuheben,
Nicht hiezu hab ich dir mein Ich gegeben!
Soll die Natur aus ihren Angeln weichen
Daß Väter stehn vor ihrer Kinder Leichen?

252.

„Du zeigtest mir, zerbrochner Spiegel, oft
Mein Ebenbild, zum zweitenmal geboren;
In dir hat sich mein Alter jung gehofft, —
Nun ging mir dieses Ebenbild verloren,
Zur Beute haben's Tod und Zeit erkoren, —
In Scherben liegt mein Spiegel ganz und gar
Und nimmer seh ich was ich weiland war.

253.

„O Zeit, nun ende deine Wanderschaft!
Was leben soll, das hat der Tod verschlungen,
Der Jugend grüne Stärke hingerafft,
Den welken Greis vergessen, übersprungen!
Die alte Biene räumt den Stock der jungen: —
Leb' auf, mein Kind, an meiner Gruft zu klagen,
Den Vater laß dein Todesschicksal tragen."

254.

Empor fährt Collatin vom Schmerzenstraum,
Verlangt, daß ihm der alte Vater weiche
Und wild sein Antlitz mit dem rothen Schaum
Benetzend sinkt er auf der Gattin Leiche;
Fast scheint's, als ob auch er mit ihr erbleiche;
Da ruft ihm zu sein Schaamgefühl: Erwache,
Sei Mann und lebe nun der Pflicht der Rache.

255.

Geraume Zeit hat seine Seelenpein
Die Zunge stumm in schwerer Haft gehalten;
In wildem Ringen will sie sich befrei'n,
Das Herz erleichtern, und versucht zu schrei'n,
Allein die Lippe will kein Wort gestalten;
Sie sprudelt einen wirren Schwall von Lauten
Doch keinen Sinn vernehmen die Vertrauten.

256.

Verständlich sprach er nur den einen Namen
„Tarquin" doch wie zerbissen von den Zähnen,
Bis mit dem Sturm die Regenschauer kamen
Und seinem Wehn die ärgste Wuth benahmen,
Bis die Verzweiflung schmolz in heißen Thränen.
Da weinten Mann und Vater um die Wette
An ihrer Gattin — Tochter Sterbebette.

257.

Es nennt sie jeder ganz und einzig sein
Und will des Andern Anspruch nicht ertragen.
„Mein eigen ist sie! ruft der Vater. „Nein,
Versetzt der Gatte „Niemand soll es wagen,
Als Collatin, zu trauern und zu klagen
Um dies mein Weib! Ich war mit ihr vereint,
Sie wird von mir und Niemand sonst beweint.“

258.

„Ich, ruft Lucrez, ich gab ihr diesen Leib
Den sie zu früh und doch zu spät zerstört.“
„Weh mir! seufzt Collatin, sie war mein Weib,
Ermordet hat sie, was nur mir gehört.“
So streiten sie, von ihrem Schmerz bethört.
„Mein Weib, mein Kind“ — von diesem Echo bebt
Die Luft in der Lucretiens Geist verschwebt.

259.

Bei dieser Trauereifersucht der Beiden
Beginnt sich Brutus geistig umzukleiden:
Hinunter in Lucretiens blutig Mal,
Aus welchem seine Hand entfernt den Stahl,
Senkt er die Maske seiner freien Wahl;
Nicht länger will er nun der Hofnarr heißen,
Dem König zum Ergötzen Possen reißen.

260.

Nun wirft er ab dies lästige Gewand
Das er in kluger Vorsicht angezogen,
Nun leuchtet sein verleugneter Verstand.
„Auf, Collatin, die Thräne sei verbannt,
Auf, ruft er, Römer, den man schwer betrogen,
Vernimm des unerforschten Thoren Rath,
Dich Weisen lehrt er jetzt die rechte That.

261.

„Wer, Collatin, wird Schmerz durch Schmerzen heilen?
Was hilft der Kummer gegen ein Verbrechen?
Dich selbst verwunden, Schläge dir ertheilen,
Das hieße kindisch deine Mannheit schwächen
Und nicht das Blut des theuern Weibes rächen
Das leider selbst in schwerem Irrthum fehlte
Und statt des Feindes sich zum Opfer wählte.

262.

„Fort mit dem Thränenthau! mit matten Klagen
Erweiche nicht dein tapfres Römerherz;
In Thaten sollst du dein Geschick ertragen.
Gebete sende knieend himmelwärts
Daß uns die Götter beistehn, wenn wir's wagen
Was Rom entehrt in Trümmer zu zerschlagen,
Mit starkem Arm die Schänder zu verjagen.

263.

„Beim Sonnenlicht, bei jedem Erdengute,
Beim Capitol, das wir in Ehren halten,
Bei diesem reinen, frech entweihten Blute,
Bei allen Rechten, die für heilig galten
Seit Rom besteht; beim keuschen Todesmuthe
Lucretiens laßt eidlich uns versprechen
Auf ihren Dolch, dies treue Weib zu rächen.

264.

Er spricht den Schwur, die Hand auf's Herz gelegt
Und küßt den Dolch als seines Eides Zeugen.
Vom hohen Geiste wunderbar bewegt
Der sich in Brutus unerwartetet regt,
Mit ihm zugleich ihr Knie die Andern beugen.
Zum zweiten Male sagt' er ihnen vor
Des Eides Formel und ein Jeder schwor.

265.

Durch solchen Eid zum Strafgericht verbunden
Beschließen sie, den Leichnam aufzubahren,
Mit ihm durch alle Straßen Roms zu fahren
Und so den Römern durch Lucretiens Wunden
Die Schändlichkeit Tarquins zu offenbaren. —
Bald war das ganze Volk von Wuth entbrannt,
Tarquin auf ew'ge Zeit aus Rom verbannt.

Der Liebenden Klage.

1.

Des Hügels hohle Flanke hallte wieder
Den Klagelaut vom Schwesterthale her;
Ich legte mich, den Klängen lauschend, nieder
Und bald vernahm ich eine Trauermähr.
Ein Mädchen sah ich, bleich und kummerschwer
Zerstückeln Briefe, goldne Liebesringe
Als ob für sie die Welt in Trümmer ginge. —

2.

Ein flacher Hut von Stroh bedeckt ihr Haupt
Und schützt ihr Antlitz vor der Gluth von oben;
Der Schönheit Leiche zu gewahren glaubt
Wer dies betrachtet; noch nicht ganz zerstoben
Ist durch die Zeit was Jugend einst gewoben;
Das Faltengitterwerk durchstrahlt noch immer
Ein Rest von Reiz mit seinem letzten Schimmer.

35.

Doch das Verdienst, mein Liebchen, ist gering
Das Niegenossne kampflos zu entbehren.
Was braucht ein öder Acker Wall und Ring?
Entsagen ist ein Spiel, ein leichtes Ding,
Wo freigewählte Ketten uns beschweren.
Ihr hatte nur die Flucht den Ruhm gewonnen
Daß sie dem Kampfe narbenlos entronnen.

36.

Vergib mir daß ich mit der Wahrheit prahle.
Als mich der Zufall ihr vor Augen brachte
War ihre Kraft dahin mit einem male,
Die Frömmigkeit schlief ein, die Lust erwachte
Bis nur an Flucht die Braut des Himmels dachte.
Versuchungsflucht, ihr erstes Streben, schlug
Nun plötzlich um in einen Fluchtversuch.

37.

Wie kann ich lauter deine Macht verkünden?
Die Herzen, welche mein geworden, ließen
In meine Strömung ihre Bäche münden,
Ich muß die Fluth nun in dein Meer ergießen,
Der Sieger liegt besiegt zu deinen Füßen;
Nimm diese Lieben all in dir zusammen
Um deinen kalten Busen zu entflammen.

38.

Bezaubert hab' ich eine Himmelsbraut
Die mit Gebet und Fasten sich kasteite;
Wie traten rasch, sobald sie mich erschaut,
Gelübd' und fromme Pflichten auf die Seite.
Du, Macht der Liebe, siegst in jedem Streite,
Dir muß sich jede Kraft in Ohnmacht neigen
Denn Du bist Alles und die Welt dein eigen.

39.

Wo du gebietest, — was verschlägt die Lehre
Des schalen Beispiels? Lodern deine Flammen,
Was setzt sich ungeschmolzen noch zur Wehre?
Du willst — es ist — ob auch Gesetz und Ehre,
Verwandtschaft, Aelternehrfurcht es verdammen;
Es mag uns noch so bittre Qual bereiten,
Du würzest sie mit holden Süßigkeiten.

40.

Die Herzen alle, die in meinem leben,
Sie fühlen wie dies blutend bricht vor Pein;
Vernimm die Klagen welche sie erheben
Und wolle nicht noch länger grausam sein;
Laß meinen Wunsch zu deiner Seele ein
Und schenke Glauben meinem Treueschwur
Denn er gelobt die reinste Wahrheit nur."

41.

Sein Auge hatte scharf bisher und hell
Auf meinem Antlitz unverwandt geruht;
Nun sank es feucht und jedes ward ein Quell;
Die Wangen strömten von der salz'gen Fluth.
Wie stand dem Strom das Strombett doch so gut!
Ein Rosenschein durchschimmerte die Wogen
Wie Feuer mit Krystallen überzogen.

42.

Ein Thränenkügelchen, o Vater, schließt
Den Zauber einer ganzen Hölle ein;
Vor solcher Augen-Ueberschwemmung fließt
Verwitternd hin ein Herz von Kieselstein
Und eine Brust von Eis fühlt Flammenpein.
O Doppelwirkung! heißer Zorn wird kühl
Und Herzenskälte loderndes Gefühl.

43.

Nur List war seine Rührung, doch sie löste
In Thränen auf was ich von Zweifeln hegte
Daß ich des Unschuldskleides mich entblößte,
Die Furcht, die Wachsamkeit bei Seite legte
Und offen sehn ließ was mein Herz bewegte.
Er sog aus meinen Thränen neues Leben,
Die seinen hatten mir nur Gift gegeben.

44.

Er ist ein Inbegriff von feinen Stoffen
Die sich in jede Form beliebig fügen;
Bald wild und kühn, bald blaß und wie betroffen,
Bald schlau versteckt, bald ungestüm und offen,
Versteht er's stets auf's Beste, zu betrügen.
Ihm stehen Schaamroth, Ohnmacht, bleicher Schreck
Sogleich zu Diensten, je nach seinem Zweck.

45.

Es kam kein Herz in seines Schusses Weite
Das nicht erlag vor seinem sichern Pfeil.
Voll Anmuth zeigt er seine sanfte Seite
Und so vermummt ergreift er seine Beute.
Sein Wort ist stets des Wunsches Gegentheil
Und wenn sein Herz der Wollust Gluth verzehrt
So spricht er von der Keuschheit hohem Werth.

46.

Nur eine Maske war der Anmuthschleier,
Der nackte Teufel steckte hinter ihm,
Den Unerfahrnen schien der Herzensgeier
Herabzuschweben als ein Cherubim;
Kein junges Herz entginge solchem Freier.
Weh mir, ich fiel — und weiß nicht was ich thäte
Wenn er mich drum zum zweitenmale bäte.

47.

Ich weiß, nur Gift ist seines Auges Naß,
Nur Todesblitze schleudert seine Zunge,
Nur Arglist macht sein Antlitz roth und blaß,
Betäubung einzig athmet seine Lunge
Und Liebe heuchelnd ist er nichts als Haß;
Doch könnte mich das Alles nochmals rühren
Und selbst die fromme Büßerin verführen.

Der leidenschaftliche Pilger.

I.

Adonis neben sich, den zarten Jungen,
An einem Bach die Liebesgöttin sitzt.
Sie wirbt um ihn mit tausend Huldigungen
Indem ihr Auge Götterflammen blitzt.

Sie weiß Geschichten die das Ohr entzücken,
Sie lockt ihn an mit halb enthüllten Reizen,
Ermuthigt ihn mit leisen Händedrücken —
Die Keuschheit selbst vergäße sich zu spreizen.

Versteht er's nicht, was diese Zeichen heißen?
Verschmäht er, was ihm Venus zugedacht?
Das Fischchen schnuppert nur und will nicht beißen;
So deutlich wird sie — doch er scherzt und lacht.

Auf ihren Rücken fällt die Königin,
Da springt er auf und — flieht. Der Eigensinn!

II.

Den Thau des Morgens trank empor die Sonne,
Die Heerden suchten Schatten an der Hecke,
Als Venus, sehnsuchtsvoll nach Liebeswonne,
Erwartend stand in einem Laubverstecke.

Beim Bach an einer Weide war der Ort
Wo durch ein Bad sich oft Adonis kühlte.
Der Tag war heiß; noch heißer stand sie dort,
Die nur nach ihm ein Gluthverlangen fühlte.

Nun kommt er endlich und sein Mantel fällt;
Er steigt entblößt zum Bachesrande nieder.
Die Sonne flammt herunter auf die Welt,
Ihr Auge heißer noch auf seine Glieder.

Er sieht die Göttin stehn und springt hinein —
Sie ruft „O Zeus, ich möchte Wasser sein!“

III.

Selbst morgenschön an einem schönen Morgen
Lenkt Venus ihre Tauben erdenwärts.[8])
Ihr Angesicht ist taubenweiß vor Sorgen,
Zu stolz und wild ist ihres Liebsten Herz.

Auf einem hohen Hügel macht sie halt.
Da kommt Adonis an mit Horn und Meute.
Sie hält ihn auf mit liebender Gewalt
Und ruft ihm zu: Nicht jagen darfst du heute.

„In diesem Dickicht gab dem schönsten Knaben
Der Zahn des Ebers einst ein schrecklich Ende.
Hier hat er ihm die Hauer eingegraben,
Hier, sieh nur her, hier unterhalb der Lende."

Sie zeigt an sich den Körpertheil — er sieht —
Wird purpurroth — und läßt sie stehn und flieht.

IV.

Adonis saß an Cythereas Seite
Im Myrtenhain. Die schlaue Göttin sprach
Vom Kriegsgott Mars, wie dieser um sie freite;
Was der mit ihr gethan, das ahmt sie nach.

„In dieser Weise hat er mich umschlungen“ —
Adonis sieht sich ihr im Arme ruhn —
„So hat er mir den Gürtel abgezwungen“
Adonis, meint sie, soll dasselbe thun.

„So nahm er meine Lippen in Besitz“
Und ihre Lippen zeigen ihm das Wie.
Sie athmet auf — fort ist er wie ein Blitz;
Was sie begehrt und beut begreift er nie.

Daß Ich dahin mit meinem Schatz gediehe
Daß sie mich herzt und küßt bis ich entfliehe!

V. [9])

Mürrisch Alter, junge Lust
Leben schlecht zusammen.
Was das junge Herz erfreut
Wird der Greis verdammen.
Gleich dem Sommermorgen
Ist der Jugend Lust und Glück;
Ohne Freudensonnenstrahl
Wie der Winter kalt und kahl
Ist des Alters Mißgeschick,
Sind des Alters Sorgen.
Wo die Jugend flink und keck
Klettert springt und steigt,
Kommt das Alter nicht vom Fleck,
Keucht es, hinkt's und schleicht.
Wilde Jugend ist erfreulich
Zahmes Alter ist abscheulich.
Alter, fort, ich trotze dir;
Denn so jung und artig
Ist mein Lieb. O wärst Du hier,
Trautchen! Längst schon wart' ich.

VI.

Daß gegen dich der Tod den Stachel zückte,
Du hold Geschöpf, Juwel des Orients!
Daß er als Knospe schon die Rose pflückte
Und rasch verwelken ließ in ihrem Lenz,
Der Pflaume gleich, die grün und ungereift
Vor ihrer Zeit der Wind vom Baume streift!

Ich weine nun. Warum? Ich kann's nicht fassen.
Du hast mir nichts im Testament verehrt
Und eine Erbschaft dennoch hinterlassen,
Zu groß für mich, obschon ich nichts begehrt.
Und doch — Vergebung ist's, wonach ich schmachte
Und Groll nur war's was mir mein Freund vermachte

VII.

Mein Lieb ist schön, doch launisch und bestechlich,
Ich darf ihr Herz, nicht ihre Treue preisen.
Sie glänzt wie Glas und ist wie Glas zerbrechlich,
Ist weich wie Wachs und rostet leicht wie Eisen.
In ihr sind Ros' und Lilie verbunden,
Doch falscher hab' ich keine noch gefunden.

Ihr Mund und meiner wurden oft ein Pärchen;
Wer zählt die Schwüre, die mein Glück verbürgten?
Mich fest zu halten suchte sie durch Mährchen
Und mußte dennoch meine Liebe fürchten.
Die heißen Thränen waren falsch Geschmeide
Und lachend brach sie jeden ihrer Eide.

In Liebesflammen stand sie lichterloh
Doch rasch erloschen waren diese Flammen,
Denn Feuer fing ihr Herz wie dürres Stroh
Und sank wie Stroh in Asche bald zusammen.
Wie nenn' ich's richtig? Liebe? Sinnengluth?
Im besten Fall war's schlecht, in keinem gut.

VIII.

Dein weltbesiegend Auge war es nur
Was mir mit himmlischer Beredtsamkeit
Das Herz verführt zu diesem falschen Schwur;
Für dich verletzt man straflos einen Eid.

Ein Weib verschwor ich. Also — das ist klar —
Hat Dir, der Göttin, keinenfalls gegolten
Ein Schwur, der menschlich nur und irdisch war;
Erhöre mich, so bin ich unbescholten.

Mein Eid war nur ein Hauch, ein Erdendunst,
Denn ich bin Erde, du bist Sonnenschein;
Er stieg nur auf im Strahle deiner Gunst,
Die Schuld des Meineids nenne drum nicht mein.

Gleichviel — wer bräche nicht, um sich die Thüre
Zum Paradies zu öffnen, seine Schwüre?

IX.

Eidbrüchig, weil verliebt, soll ich noch Liebe schwören?
Nur wer der Schönheit schwört hält fest an seinem Eide.
Die Treue brach ich mir; dir will ich treu gehören,
Du bogst den Eichenstamm gleich einer schwachen Weide.

Gelehrsamkeit vertauscht ihr Buch mit deinen Zügen,
Sie sind ein Inbegriff von Kunstgenuß und Geist.
Dich zu erkennen muß der Wissenschaft genügen,
Der Mund ist hochberedt, der dich gebührend preist.

Wer dich sieht und nicht staunt hat eine blöde Seele,
Mein Bestes ist's, daß ich für dich bewundernd schwärme.
Im Zorn hast du den Blitz im Aug' und in der Kehle
Den Donner; bist du sanft — Musik und süße Wärme.

Wie könnte dir das Lob, du Himmlische, gefallen,
Das diese Lippen dir, die staubgebornen, lallen!

X.

Die Schönheit ist ein Gut das rasch verdirbt,
Ein allzubald verblaßter Firnißschimmer,
Ist eine Blume, die schon knospend stirbt,
Ein Spiegelglas das schnell zerspringt in Trümmer.
Gut, Glanz und Glas und Blum' — in wenig Stunden
Seit ihr zerschellt, verblaßt, verwelkt, verschwunden.

Man findet selten ein verlornes Gut,
Der Glanz ist hin, wenn er vom Rost gelitten,
Am Boden welk die todte Blume ruht,
Zerbrochne Spiegel lassen sich nicht kitten
Und fängt die Schönheit einmal an zu rosten,
So spare Schminke, Arzt und Heilungskosten.

XI.

Sie sagte „Gute Nacht" und „Schlaf' in Frieden."
Die Nacht ist schlecht und aller Friede fort,
Mein Schlafgemach ist nur ein Trauerort
Und zweifelnd frag ich: sind wir schon geschieden?
Sie sprach „Lebwohl und kehre wieder morgen."
Wohlleben soll ich? Meine Kost sind Sorgen!

Beim Abschied lachte sie; doch die Gebärden
Bei diesem Lächeln konnt' ich nicht verstehn.
War's Fröhlichkeit, mich endlich los zu werden?
War's nur ein Wink, dort wieder umzugehn?
Ja, wie Gespenster umgehn, Schätz' umschweben
Voll Sehnsuchtsschmerz und dennoch niemals heben!

XII.[10]

Wie starr nach Osten meine Augen schauen!
Mein Herz verklagt die Uhr; der Morgen steigt,
Der träge Schlaf aus allen Gliedern weicht,
Noch wag' ich meinen Blicken nicht zu trauen.
Ich höre noch das Lied der Nachtigallen
Und hörte lieber Lerchenlieder schallen.

Die Lerche grüßt den Tag, der hell und golden
Den bösen Traum der finstern Nacht verjagt;
Dann eil' ich fröhlich hin zu meiner Holden,
Dann hat mein Herz, mein Blick was ihm behagt;
Dann weicht der Lust das Leid, dem Glück die Sorgen,
Denn seufzend sprach sie: kehre wieder morgen.

Wie wäre rasch in traulichem Vereine
Mit ihr die Nacht für mich dahingeschwunden!
Nun dehnen sich zu Monden mir die Stunden —
Nicht mir, o Sonne, nur den Blumen scheine!
Fort, Nacht, dem holden Tage Zeit zu borgen;
Heut kurz, o Nacht, sei desto länger morgen.

XIII.

Ein Junker hatt' 'ne Tochter, die holdeste von dreien,
Die fiel mit ihrem Lehrer in süße Liebeleien
Bis daß ein schöner Ritter begann um sie zu freien.
Da fing sie an zu schwanken.
Die beiden Lieben kämpften erfolglos lange Zeit.
„Laß' ich den Lehrer laufen? Soll ich durch Herzeleid
Den edeln Ritter tödten?" So frug, mit sich im Streit
Das arme gute Mädel.
Doch Einer mußte springen; — das macht' ihr große Pein
Daß sie kein Mittel wußte Beider Schatz zu sein;
So händigt sie den Korb denn dem werthen Ritter ein;
Ihr blieb nichts Andres übrig!
Des Ritters Waffen senkten sich vor der Wissenschaft
Der Lehrer siegte — natürlich allein durch Geisteskraft!
Sein Wissen — Eiapopeia — hat ihm die Frau verschafft.
Hier hat mein Lied ein Ende [11].

XIV.

Liebe sah zur Maienzeit
(Denn der Mai ist ihr geweiht)
Eine Blume, reich an Duft
Spielen in der milden Luft,
Leise Winde ungesehn
Durch die Sammetblätter wehn,
Und sie seufzt: o wär ich auch
Eben dieser Himmelshauch,
Dürft ich dich als Luft umfangen
Und umfächeln deine Wangen.
Ach, ich gab ja das Versprechen
Diese Blüthe nicht zu brechen.
Unbedacht war dieser Schwur,
Schönheit pflückt die Jugend nur.
Nenn' es keine sünd'ge Schwäche
Daß für dich den Eid ich breche.
Gegen dich sei schwarz wie Mohren
Hera, hätte Zeus geschworen,
Gern bereit um deinetwegen
Seine Gottheit abzulegen.

XV. Siehe Anmerkung 12.

XVI.

Nachdem dein Aug' ein Schätzchen fand,
Dein Rehchen schußgerecht dir nahte,
Dann hüte dich vor Unverstand
Vor heißer Launen tollem Rathe,
Dann folge dem bewährten Mann
Der schon so manches Weib gewann.

Dann schmücke deinen Liebesspruch
Nicht mit gesuchten Redeflittern;
Die stehn im übelsten Geruch
Und lassen eine Finte wittern.
Sprich's frisch heraus daß du sie liebst
Und gern für sie dich selber gibst.

Nach ihrem Willen modle deinen
Doch sei kein blöd bescheidner Thor.
Stets strebe bestens zu erscheinen
Und ruf' ihr immerfort in's Ohr:
Wie hoch der Wall, wie fest die Burg,
Die goldne Kugel dringt hindurch.

Erfülle sie mit Zuversicht
Und wirb um sie bescheiden treu,
Und erst wenn sie die Treue bricht,
Dann, doch nicht früher, wähle neu.
Zu rechter Zeit sei keck und dreist
Und wenn sie dir die Thür auch weist.

Ob sie die Stirn in Falten legt,
Vor Abend ist sie aufgeklärt.
Sie sinnt — in ihrem Herzen regt
Sich bittre Reue — sie entbehrt
Und zweimal wird sie, eh' es tagt,
Sich wünschen was sie dir versagt.

Sie zeigt sich stark, sie stellt sich fest
Sie grollt und schmollt und stammelt Nein,
Bis sie dich doch gewähren läßt;
Mit diesem Vorwand wird sie dein:
„Es fehlt mir nur die Manneskraft,
Sonst trotzt' ich deiner Leidenschaft.“

Mit stolzem Tugendschimmer ist
Die Lust des Weibes angethan
Und jeden Kniff und jede List
Kennt nicht einmal ihr liebster Hahn.
Du kennst das Spridwort — Wahrheit sprichts —
„Des Weibes Nein bedeutet nichts.“

Die Heiligkeit genügt als Schein;
Ein Mann ist's, was das Weib begehrt
Die Erde soll kein Himmel sein
Bevor das Alter sie bekehrt.
Das Küssen thut es nicht allein
Sonst würden Weiber Weiber frein.

Doch nun genug; denn sonst vernimmt
Mein Liebchen das und wird mir wild.
Ich hör' es schon, wie sie ergrimmt
Die plauderhafte Zunge schilt;
Denn schaamroth macht sie dieses Lied,
Das ihre ganze Kunst verrieth.

XVII.

Nimm sie fort, die süßen Lippen
Die so hold gespielt mit Schwüren,
Schließe diese Dämmerungen,
Diese Spiegel,
Die den Morgen irre führen,
Doch die Siegel
Die besiegelt falsches Glück,
Meine Küsse gib zurück.

Birg die schneeig weißen Hügel
Die dein kalter Busen trägt,
Deren jeder auf der Spitze
Eine zarte
Schöne Maienblume hegt.
Aber warte!
Laß aus diesen eis'gen Ketten
Erst mein armes Herz sich retten.

XVIII. Siehe Anmerkung 13.

Anmerkungen.

1.

Sonett 99. Auch im Original hat die erste Strophe fünf Zeilen. Abweichend von der Sonettenform sind auch Nro. 126 und 145.

2.

Sonett 121. Dies Sonett ist ein Kreuz der Erklärer. In den bisherigen Uebersetzungen finde ich auch nicht die leiseste Dämmerung eines Verständnisses. Mir scheint es zu beweisen, daß schon der Dichter selbst einen unwürdigen Verdacht verlauten hörte, welchen die Sonette bei späteren Beurtheilern mehrmals erweckt haben. Seiner heiligen Entrüstung darüber macht er Luft in dem schmerzlichen Ausruf: unter solchen Menschen führe man wahrlich besser, wenn man wirklich so schlecht wäre, als man ihnen vorkomme. Vergl. die folgende Anm.

3.

Sonett 123. Dies dunkle Sonett vollständig zu deuten ist wenig Aussicht vorhanden. Es wird sich schwerlich genau ermitteln lassen, wann es entstand, auf welche Vorfälle es anspielt. Den Vers

Thy pyramids build up with newer might

(deine mit neuer Macht aufgebauten Pyramiden)

fasse und übersetze ich als einen bildlichen Ausdruck für Personen, die an Stelle anderer zu Macht und Einfluß gelangt sind. Es ist das eine

Conjectur, für die ich wenig mehr geltend machen kann, als mein Unvermögen, den Worten des Textes einen andern und bessern Sinn abzugewinnen.

Sollte dieselbe kein Irrthum sein, so ließe sich daran eine fernere Vermuthung knüpfen.

Vielleicht entstand dies Sonett bald nach der Niederlage des Grafen Essex. Graf Southampton, sein Verwandter, war an seiner Verschwörung nicht unbetheiligt geblieben. In Folge dessen mochte Shakespeares Freund mit der Gunst des Hofes auch seinen Einfluß verloren haben und sich durch neue Größen verdrängt sehn. Die Schauspieler mochten andern Gönnern des Theaters huldigen, die Dichter einem neu aufgetauchten nebenbuhlerischen Mäcen den Hof machen. Im Gegensatz zu diesen würde dann unser Dichter in den drei Vierzeilen versichern, daß er sich nicht verblenden lasse von dem neuen Glanz, der gegenwärtig seinen Freund in Schatten stelle, um in der Schlußpointe zu versichern: ich bleibe Dir treu. Daß er sich in dieser Probe bewährte war es vielleicht, was eine längere Verstimmung der Freunde ausglich. In eben dieser Zeit wäre dann der schmähliche Verdacht laut geworden, auf den Sonett 121 anspielt. Es muß noch etwas anderes sein, als Freundschaft, mochten die bösen Zungen sagen, was den Schauspieler und Poeten auch jetzt an den Grafen fesselt, wo dieser in Ungnade gefallen ist und ihm nicht mehr förderlich sein kann. Einen Halt findet meine Vermuthung auch im folgenden Sonett 124, in der Versicherung des Dichters, seine Liebe sei nicht lediglich erzeugt durch den hohen Stand des Freundes; sie sei nicht eine Wirkung des äußeren Prunks und könne nicht wie dieser durch Aufruhr zu Grunde gehn. Man vergleiche auch Sonett 125 dessen 5te und 6te Zeile

Have I not seen dwellers on form and favour
Lose all, and more, by paying too much rent;

vielleicht eine Anspielung auf das Schicksal des Grafen Essex, des Schmeichlers und Günstlings der Königin Elisabeth enthalten.

4.

Sonett 129, an Gedankentiefe und poetischer Kraft auch den berühmtesten Stellen der Shakespeareschen Dramen ebenbürtig, hat seinen Platz in unverkennbarer Absicht angewiesen erhalten. Das vorhergehende Sonett 128, ist unter den eigentlichen Liebessonetten das einzige, in welchem sich der Dichter zu seiner Leidenschaft nicht kritisch und ironisch verhält. Es ist reines, wenn auch witzig und mit reizender Schalkhaftigkeit ausgedrücktes Verlangen. Dies Verlangen wird erhört, und die Enttäuschung, die Selbstvorwürfe folgen unmittelbar.

Enjoy'd no sooner, but despised straight;
(Doch kaum genossen weckt sie schon Verdruß)

ist das verbindende Kettenglied zwischen 128 und 129.

5.

Sonett 130, in Verbindung mit den andern Liebessonetten, namentlich mit Sonett 141 und 150, bringt mich auf eine Vermuthung die, meines Wissens, noch nicht ausgesprochen ist und Manchem seltsam vorkommen wird.

Fast bei jeder Gelegenheit wird in den Liebessonetten die Schwärze der Geliebten hervorgehoben. Man hat darin bisher nur die Bezeichnung einer dunkeln Gesichtsfarbe finden wollen. Eine solche nennt aber der englische Sprachgebrauch dark, nicht, wie Shakespeare, black.

Hier sagt er:

„Ist der Schnee weiß, so sind ihre Brüste dunkelbraun (dun)."

„Wenn Haare Drähte sind (wires, worin wie in unserm Draht der Begriff des Gedrehten, Gewirbelten, Gekräuselten liegt) so wachsen auf ihrem Kopf schwarze Drähte."

Mit einer sogar unästhetischen Deutlichkeit, die ich in der Ueber-tragung durch die negative Form gemildert habe, deutet er positiv an, ihre Ausdünstungen seien nicht eben duftig. (In some perfumes is there more delight than in the breath that from my mistress reeks;)

Schließlich bemerkt er, sie habe nicht den ihm unbekannten Schritt einer Göttin, sondern trete den Boden, wenn sie gehe. Dadurch gibt er uns wenigstens die Erlaubniß, an das schwere Auftreten eines Plattfußes zu denken.

Das Zusammentreffen aller dieser Züge drängt mir die Frage auf: Floß Negerblut in den Adern der Geliebten Shakespeares? War sie eine Mulattin oder Quadrone?

Was die Sonette von ihrem Character, von ihrem Temperament durchschimmern lassen, stimmt sehr gut zu der Annahme, sie sei etwa eine verheirathete Frau (S. 152) aus den westindischen Kolonien von kreolischer Abstammung mit einer Beimischung africanischen Blutes gewesen. Jedenfalls verband sie mit heißblütiger Koketterie, mit rücksichtsloser Sinnlichkeit und jener gewinnenden Anmuth und Zierlichkeit, die nicht selten zu den Merkmalen solcher Abkunft gehört, Eigenschaften, die einen physischen Widerwillen erweckten, sobald der Rausch des Verlangens verflogen war. Auch das musikalische Talent, das sie nach Sonett 128 besaß, eine damals nicht eben häufige Gabe, gehört zu den Vorzügen, welche den Mischlingen der schwarzen und weißen Race häufig angeboren sind.

Ist meine Vermuthung richtig? Wer kann es entscheiden! Statt auf jene Frage bestimmt zu antworten, will ich meine Ansicht durch eine zweite Frage andeuten.

Hat Shakespeare in diesem Liebesverhältniß die Erfahrungen gesammelt, kraft deren er in der großen Tragödie der Eifersucht die tiefste Hölle dieser Leidenschaft offen legt? Hat er an einer Mulattin oder Quadrone die Studien gemacht zur Zeichnung des heißen, leicht

ewegten heftigen und jähzornigen Naturells der afrikanischen Race, welche wir in seinem Othello bewundern? Malte er nach eignen Erinnerungen die Liebe zwischen Weiß und Schwarz? Was er Othello sagen läßt „lieber Kröte sein und von den Dünsten eines Kerkers leben, als daß ein Winkel im geliebten Wesen für Andere sei", hatte er das selbst empfunden? Es ist das mehrfach variirte Sonettenthema, wenn Brabantio sagt:

Denn daß Natur so widersinnig irre,
Da sie nicht stumpf noch blind, noch blöden Sinns,
Geschah nicht ohne Zaubermacht.

War es eigne Erinnerung, wenn er Jago sprechen läßt „So ein Mohr ist veränderlich in seinen Neigungen"? Mahnt es nicht unwillkührlich an den schnellen Uebergang vom Rausch des Verlangens, wie ihn Sonett 128 andeutet, zu der Ernüchterung, zu den Selbstvorwürfen des Sonett 129, wenn er eben demselben die Worte in den Mund legt: „Ist das Blut durch den Genuß abgekühlt, dann bedarf es, um sich auf's Neue zu entflammen und der Sättigung neue Begier zu erwecken, der Anmuth der Gestalt, der Uebereinstimmung in Jahren, Gesittung und Schönheit, und an dem allen fehlt es dem Mohren. Beim Mangel dieser ersehnten Annehmlichkeiten wird ihr feiner Sinn sich getäuscht fühlen; sie wird des Mohren erst satt, dann überdrüssig werden."?

6.

Sonett 153 und 154 sind zwei Variationen desselben Themas. Ich vermuthe, daß der Dichter es nur einmal behandeln wollte, dann aber, feilend und ändernd, bei zwei Entwürfen zweifelnd stehn blieb, ohne sie zu verschmelzen, weil er nicht beide Schlußspitzen in einem Sonett anbringen konnte und doch keine derselben aufgeben wollte. Die vorbereitenden drei Vierzeilen sind offenbar in Sonett 153 besser gelungen, die zweizeilige Spitze in 154 noch schärfer ausgeschliffen, und

die letztere würde sich auch als Schluß des ersteren ganz gut ausnehmen.

7.

Venus und Adonis, Strophe 164. Ich muß leider gestehn, daß ich mich vergeblich bemüht habe, im Schluß dieser Strophe einen erträglichen Sinn zu entdecken.

8.

Der leidenschaftliche Pilger III. Im Original fehlt hier ein Vers. Ungefähr muß er den Inhalt gehabt haben, den ich ergänze.

9.

Ebendaselbst V. Schwerlich shakespearisch.

10.

Ebendaselbst XII. Wenn dies Gedicht shakespearisch ist, wie ich allerdings glaube (obwohl man das Anklingen an die bekannte Scene in Romeo und Julie für keinen Beweis gelten lassen darf, da die Gegenüberstellung der Nachtigall und Lerche als Nacht- und Morgenboten eine seit den Minneliedern des Mittelalters gäng' und gäbe Wendung war) so gehört es wohl zu seinen frühesten Versuchen. Die Verse sind gequält, die Satzbildung auffallend ungrammatisch und fehlerhaft, die Reime mehr als unbeholfen, der im drittletzten Verse sogar bis zur Sinnlosigkeit gewaltsam.

11.

Ebendaselbst XIII. Den vorletzten Vers

Then lullaby the learned man hath got the lady gay;

übersetzt einer meiner Vorgänger:

Drum Lullaby, der Lehrer, nahm froh sein Dämchen hin.

Wie kann man die Pointe so gänzlich verkennen? Der Witz wird zuerst nur verstohlen angedeutet: Alas, she could not help it. So gern sie den schönen Ritter nähme, sie hat gute Gründe, eiligst Hochzeit zu machen. Dann endlich kommt er deutlich zum Vorschein. Ein obenhin ehrbares Gesicht zu schelmischem Grinsen verziehend preist der Dichter den Sieg des Geistes, der Wissenschaft, aber als ironische Chorbegleitung kichert dazwischen das Wiegenlied. Man erinnere sich, daß Shakespeare seine Frau höchst wahrscheinlich aus gleichen Gründen hatte heirathen müssen.

12.

Ebendaselbst XV. Dies Schäferlied

My flocks feed not etc.

verräth auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem lyrischen Styl Shakespeares, der durch seine Antithesen, Hyperbeln, weit ausgesponnenen Gleichnißwitze und Concepte so leicht erkennbar ist (wie der Dichter selbst recht gut weiß; vergleiche Sonett 76). Es ist ein albernes Machwerk mit künstlich verschlungenen Strophen ohne festen Rhythmus und mehrsilbigen Reimen, die selbst vor baarem Unsinn nicht zurückschrecken. Der Vollständigkeit wegen möge eine Nachahmung hier ihre Stelle finden. Der Leser wolle nicht vergessen, daß dieselbe desto weniger mißlungen ist, je mehr sie ihm den Eindruck des ersten Reimversuches aus der Feder eines Schülers macht.

Mein Bock rammt nicht
Meine Heerde lammt nicht
Frißt insgesammt nicht,
Ueberall Schmerz.
Die Liebe muß entsagen
Die Treue verzagen,

Stöhnen und klagen
Das schuldige Herz.
Die lustigen Lieder sind ganz vergessen,
Dahin mein Schätzchen das ich besessen;
Es nimmt nun ein starres eisiges „Nein“
Die Stelle der Lieb' und Hoffnung ein.
Alles ist fort
Um ein launisches Wort.
O Schicksal, du wetterwendische Frau,
Nun seh' ich auf's Neue,
Der Mann nur hat Treue,
Die Weiber tragen sie trüglich zur Schau.

Trauer trag' ich
Der Furcht entsag' ich
Die Liebe beklag' ich,
Oed' ist die Welt.
Die Hoffnung ist verschwunden,
Mein Herz voll Wunden,
Des Lebens Stunden
Sind mir vergällt.
In meiner Flöte liegt kein Ton
Meines Widders Glocke klingt wie Hohn.
Mein Hündchen trieb sonst tausend Possen
Nun liegt es da und scheint verdrossen.
Mein tiefes Trauern
Scheint es zu dauern
Daß mein Weinen es heulen macht.
Von Klagen schallt
Der stille Wald

Wie von tausend Besiegten in blutiger Schlacht.
Die Quelle springt nicht
Der Vogel singt nicht
Die Glocke klingt nicht
In hellem Ton.
Die Rinder trauern,
Die Schafe kauern
Die Nymphen schauern
Und sind entflohn.
Nun will sich kein Schäfer zum lustigen Reigen
Und fröhlichen Spiel auf der Wiese zeigen.
Dahin ist unsere Abendlust
Denn die Liebe starb in meiner Brust.
Sie ist entwichen,
Der keine geglichen,
Die einmal nur auf Erden geweilt.
Nun wird allein
Der Schäfer sein,
Nun bleibt sein Kummer ungeheilt.

13.

Ebendaselbst XVIII. Das Schlußgedicht

Let the bird of loudest lay etc.

halte ich für shakespearisch. Ich habe es in den Text nicht aufgenommen, weil ich es, ehrlich gesagt, trotz aller Anstrengung nicht verstehe. Es scheint ein Gelegenheitsgedicht zur Leichenfeier eines kinderlos gestorbenen Ehepaars. Gehörte dies Paar vielleicht zu einer Gesellschaft, deren Mitglieder sich und Anderen Vogelnamen beigelegt hatten? Meint Shakespeare mit dem Schwan vielleicht sich selbst? Manches

würde wohl verständlich werden, wenn sich diese Fragen beantworten, die Beziehungen auf besondere Umstände ermitteln ließen, aber schwerlich Alles. Denn mehr als ein Vers macht den Eindruck, als könne der Verfasser selbst unmöglich angeben, was er bedeuten solle. Das keinenfalls werthvolle Gedicht folge hier in möglichst wortgetreuer Uebersetzung, deren Richtigkeit mir aber selbst mehrfach zweifelhaft bleibt.

Laß den Vogel hellster Lieder
Auf dem einzigen Baum Arabiens
Trauerkünder sein und Herold
Und die keuschen Flügel mögen
Seinem Ton gehorsam folgen.
Doch der kreischende Verkünder
Der des Feindes Nähe meldet,
Prophezeit des Fiebers Ende,
Nahe nimmer dieser Schaar.
Allem Raubgeflügel bleibe
Unzugänglich die Versammlung,
Nur dem königlichen Aar nicht:
Haltet streng die Leichenfeier.
Priester sei in weißem Kleide,
Wohl vertraut mit Trauerweisen
Hier der Schwan, der Todesahner,
Daß das Requiem nicht fehle.
Krächze du Sopran, o Krähe, (?)
Die du, Athem gebend, nehmend
Deine Schwärze weiter zeugest; (?)
Gehe mit dem Trauerzuge.
Hier beginnt das Wechselchorlied:
Lieb' und Treue sind gestorben,

Turteltaub' und Phönix schwanden
Aufgelöst in Wechselgluthen.
Eine Wesenheit nur hatte
Ihre beiderseitige Liebe;
Doppelt war sie doch nur eine,
Liebe hat die Zahl getödtet.
Herzen, fern und doch vereinigt,
Trennung ohne Zwischenraum
Gab es zwischen Taub' und Phönix;
Doch in ihnen war's ein Wunder.
Solchen Schein gab ihre Liebe
Daß die Taube nur ihr Recht sah
Flammen in des Phönix Anblick;
Jedes war des Andern Mein.
Eigenthum war so verpönt;
Daß das Selbst nicht mehr es selbst war,
Doppelnamig, eins von Wesen,
Hießen sie nicht Zwei noch Eins.
Die Vernunft, in sich geschlagen,
Sah die Scheidung Einheit werden,
(Jedes war für sich vorhanden
Keines mehrfach, wohl verschmolzen)
Daß sie rief, wie wahrhaft zwiefach
Diese schöne Einheit schiene;
Liebe hat Vernunft, Vernunft nicht,
Wenn so ganz die Theile bleiben.
So erfand sie diese Klage
Um den Phönix und die Taube,
Doppelfürsten, Liebessterne,
Als den Chor der Trauerscene:

Trauergesang.

Schönheit, Treue, Seltenheit,
Anmuth neben reiner Einfalt
Liegen hier vereint in Asche.

Tod ist nun das Nest des Phönix
Und das treue Herz der Taube
Ruht nun bis in Ewigkeit,

Keine Kinder hinterlassend;
Schuld ist nicht ihr Unvermögen
Sondern ihrer Ehe Keuschheit.

Treue scheint nur, kann nicht sein,
Schönheit prunkt und ist nicht Schönheit,
Treu' und Schönheit sind begraben.

Wer getreu ist oder schön
Möge hier an dieser Urne
Für die todten Vögel beten.